

Das Pfarrdörfel



Das Pfarrdörfel

Michael Attenkofer

RAMMELKAM

Post: Landshut 3

# Das Pfarrdörfl.

---



Kleine Erzählungen

von

W. P. Laner.



Michael Attenkofer

RAMMELKAM

Post: Landshut 3



Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.  
Copyright 1925 by Thomann Verlag, Landshut.

## Inhaltsverzeichnis.

---

- I. Das Wirtshausverbot.
- II. Die Pfarrerkathl.
- III. Der Baufall.
- IV. Palmsonntag.
- V. Der Karpf.
- VI. Die Schulprüfung.
- VII. Rache.
- VIII. Per pedes apostulorum.
- IX. Kirchenlatein.
- X. Der Umgang.
- XI. Die Provisur.
- XII. Der Weichbrunn.

## Vorwort.

Das Büchlein mit seinen einfachen Erzählungen soll ausschließlich Freunden eines echten, gesunden, altbayerischen Humors gewidmet sein und die Erinnerung festhalten an ein sogenanntes Original, wie es in unserer Zeit wohl kaum mehr zu finden ist.

Eiferer und Silbenstecher werden hiebei freilich nicht auf ihre Rechnung kommen; denn die Absicht mit billigem Hohn oder Spott und mit Verletzung der Gefühle anderer den Leser zu unterhalten liegt mir vollständig ferne. Und wenn ich mich da und dort im Ausdrucke vergriffen haben sollte, so möge das mit dem Zweck des Büchleins, nämlich einer harmlosen Unterhaltung, entschuldigt werden.

Das Beste an der ganzen Schilderung ist und bleibt, daß die einzelnen Vorkommnisse im Kern der Wahrheit entsprechen und daß dasjenige, was dichterische Freiheit darum gesponnen hat, unschwer zu erkennen ist.

Pfingsten 1925.

Der Verfasser.

## I.

### Das Wirtshausverbot.

Der Sebastian Grahvogel hatte das Klerikalseminar und Gymnasium hinter sich und zog auf die Universität, um der von vorneherein mit seinem Vater getroffenen Vereinbarung gemäß „auf Geistlich“ zu studieren. Die Kosten sollten aus dem recht bescheidenen Muttergut, aus dem allenfallsigen Honorar für Stundengeben und sonstigen zufälligen Einnahmen bestritten werden.

Der Waschl sprang aber sofort bei einem alten, angesehenen Korps ein, wurde ein flotter Korpsstudent, holte sich alsbald auf der Mensur einen respektablen Durchzieher über die Nase, schwänzte die Kneipe niemals, wohl aber das Kolleg regelmäßig, sattelte eines schönen Tages um und studierte Jus, das heißt, eigentlich studierte er gar nichts, der Waschl.

So waren rasch ein paar Jahre verbummelt und der Grahvogel empfand nun endlich doch einmal das Bedürfnis, seinem Vater einen ausführlichen Bericht über den Gang der Studien zu schreiben, umsomehr, als in seinem Geldbeutel wieder einmal vollständige Ebbe eingetreten war und er mit dem Briefe die Bitte um einiges Kleingeld geziemend und praktisch verbinden konnte.

Er schrieb und stunkerte, daß es ihm ganz ausgezeichnet gehe und er mit dankbarem Herzen an das Vaterhaus denke,



daß die niederen Weihen vorüber und er nun Akoluth sei, daß aber jetzt zur Fortsetzung seiner theologischen Studien die Anschaffung eines silbernen und vergoldeten Kelches im Ankaufspreis von etwa 50 fl. unbedingt notwendig sei, weshalb er im voraus bestens dankend um baldige Übersendung dieses Betrages bitte.

Der Vater kratzte sich brummend hinter den Ohren, nahm das Geld bei einem guten Nachbarn zu leihen und bemerkte die Geldsendung als Passivum am Muttergut gewissenhaft in seinem einbandlosen, mit Fettflecken reichlich getränkten Aufschreibbüchlein. Gelegentlich teilte er mit väterlichem Stolz die Sache dem Herrn Pfarrer mit, der ungläubig den Kopf schüttelte und auf nähere Erkundigung nur zu bald die Wahrheit erfuhr und diese auch dem Vater des Wasfl nicht vorenthielt.

Nun war Feuer im Dach und das väterliche Vertrauen gänzlich geschwunden. Der Wasfl sollte sofort nach Hause und den Schläger mit der Mistgabel vertauschen, umsomehr, als das Muttergut ohnehin schon auf die Neige ging, und nur durch die reumütig erfluchte Vermittlung des Herrn Pfarrers und durch das ernstliche Versprechen nunmehrigen fleißigen Studiums der Theologie wurde die Angelegenheit wieder in ein fahrbares Geleise gebracht.

Nun legte der Wasfl auch wirklich die Couleurmütze, Band, Bier- und Weinzipfel endgültig bei Seite und erreichte freilich mit einiger Verspätung sein zuerst festgesetztes und vereinbartes Ziel.

Bald nach der feier der Primiz wurde er als Kooperator in ein großes, schönes Gebirgsdorf berufen, allwo er sich

durch sein menschenfreundliches, heiteres Wesen und seine ernste Pflichterfüllung rasch die Achtung und Zuneigung seines Pfarrers und der Bevölkerung erwarb. Der Pfarrer konnte sich auf ihn verlassen, weshalb er auf mehrere Tage eine längst geplante Wallfahrt nach Altötting mit einem Besuche seiner Heimat verband. Zu Hause gab es ohnehin gerade nichts Besonderes zu tun, nur war auf Montag um 7 Uhr morgens ein gestifteter Jahrtag für die Hinterbacher'sche Verwandtschaft angesetzt, worauf der Herr Pfarrer den Grahvogel besonders aufmerksam machte. Auch bei der Hinterbacher'schen Freundschaft hatte er den Jahrtag nochmals durch den Mesner eigens einsagen lassen. Dann reiste er ab und bald darauf auch der Herr Kooperator, der sich am Sonntag nachmittag auf den Weg machte zum Besuch eines guten Freundes, eines Forstassistenten, in dem zwei Stunden entfernten Forsthaufe mit Wirtschaftsbetrieb. Beiderseits große Freude über das Wiedersehen!

Nachmittags wurde mit anderen Ortsbewohnern gepartelt und fehrgeschoben, dann abends-tarockt und gezwickt, obwohl der Gendarm widerwillig dem verbotenen Spiele zuschaute, bis er schließlich selbst mitzwickte. Dann fanden sich auch noch ein benachbarter Schullehrer und ein Schülgehilfe ein und nun kam der edle, deutsche Männergesang zu Ehren.

Die weltbekannte, alte Liederammlung des Regensburger Liederfranzes wurde fast zur Hälfte durchgesungen, das „Bächlein am Wiesenrand“ und „Wer hat dich du schöner Wald“ kamen sogar zweimal zum wohlgelungenen Vortrag und der Kantus „Dir möcht ich meine Lieder weihen, geliebtes, deutsches Vaterland“ löste einen Sturm der vaterländischen Begeisterung aus, der noch künstlich genährt wurde durch



den reichlichen Genuß eines vorzüglichen „Tyroler Special“, bis der Herr Kooperator zu seinem Leidwesen in der vorge-rückten Stunde eine deutliche, ernste Mahnung zur Heimkehr erkannte. Er wollte sich auch ernstlich auf den Weg machen schon wegen des gestifteten Jahrtages, blieb aber dann, weil der Forst-assistent seine ganze freundschaftliche Überredungskunst spielen ließ, doch wieder ein wenig sitzen, da inzwischen auch weißer Terlaner aufgesetzt wurde, und als ihm gar noch die Gitarre, auf der er Meister war, in die Hand gedrückt wurde, da erwachte die Erinnerung an die herrliche Studentenzeit, an Lied und Wein, derartig mächtig in ihm, daß der Ruf zur Heimkehr und pflichtgemäßen Abhaltung des gestifteten Jahrtages immer leiser und entfernter bei ihm zu dem Haupt-sitz der Erkenntnis drang.

Der Forstassistent schleifte schließlich in früher Morgen-stunde noch einen erquisiten Zwetschgenschaps herbei und nach und nach verfielen zuerst der Schulgehilfe, dann der Brahvogl in einen durch die Wirkung des Alkohols ver-stärkten Schlaf. Ein letzter Versuch des wieder halb er-wachenden Kooperators, nun doch noch den zweistündigen Heimweg anzutreten, scheiterte an der entschiedenen Tatsache, daß der Wastl jeden Sinn für das labile Gleichgewicht ver-loren hatte und er war schließlich froh, daß er auf kürzestem Wege ohne sein Zutun durch menschenfreundliche Hände im ersten Stockwerk des Wirtshauses in ein hoch aufgetürmtes Bett verbracht wurde, wo er alsbald frei von irdischen Sorgen in Morpheus Armen dem erwachenden jungen Mon-tag wie ein Holzknecht entgegenschlachte.

Zu Hause aber hat der Mesner um  $\frac{3}{4}$  Uhr zusammen-geläutet, das Messgewand und Sonstiges hergerichtet, dann die Kerzen am Altar angezündet; auch die Ministranten

waren rechtzeitig erschienen und auf dem Kirchenchor wurde es lebendig, als der Organist für die Streich- und Blas-instrumente auf der Orgel das „a“ anschlug.

Die Hinterbacher'sche Freundschaft strömte von allen Seiten zum Teil aus weit entlegenen Ortschaften herbei. Nur die Hauptperson, der Herr Kooperator, kam nicht und im Pfarrhose war er auch nicht zu finden.

So mußte schließlich der Mesner nach Rücksprache mit der Pfarrerköchin den versammelten Gläubigen die betrüb-liche Mitteilung machen, daß der Herr Kooperator heute Nacht leider plötzlich schwer erkrankt sei und den Gottes-dienst unmöglich abhalten könne, was ja eigentlich auch der Wahrheit entsprach. Hierbei wurde die Nachholung des Jahrtages in sichere Aussicht gestellt. Trotzdem nahmen die Hinterbacher'schen die Sache ziemlich krumm und ver-ließen mißtrauisch, gekränkt und teilweise unter offensicht-lichem Protest das Gotteshaus.

In der nächsten Woche hat der Herr Pfarrer nach einer kurzen, von christlichem Geiste getragenen Auseinandersetzung mit dem Kooperator den Jahrtag abgehalten; aber es kam höchstens mehr die Hälfte der Hinterbacher'schen Freundschaft, wenigstens nach dem eingegangenen Opfergelde gerechnet, und bei dem Ordinariate ist der Brahvogl auch verstoßen worden.

Er bekam nach vorgängiger Inquisition eine Pfund-nase und damit er mehr Zeit zum Studium der Bestim-mungen des Tridentinums über die Residenzpflicht des Geist-lichen gewinne, wurde ihm in wohlmeinender Absicht ein einjähriges, strengstes *Wirtshausverbot* auferlegt, was alles ihm vom Herrn Pfarrer gegen gefällige Unter-schrift zu eröffnen war.



Das war nun ein harter, sehr schwerer Schlag für den lebensfrohen Grahvogel. Was tun? Da umschmeichelte tröstend eine seit langem vergessene Freundin den Niedergeschmetzten, nämlich die heitere Muse Polymnia.

Der Wasfl suchte seine verstaubte Violine hervor, reinigte und stimmte sie, und wenn gegen Abend die wenigen Gäste dem „roten Ochsen“ zustrebten, setzte er sich an das offene Fenster und begleitete die glücklicheren Wirtshausbesucher mit den wehmütigsten, sehnsüchtigsten Tönen, die er der alten Stainergeige in herrlicher Klangschönheit entlocken konnte und das so lange, bis er selbst verdrossen und verstimmt sich zur Ruhe begab.

„So viel schön geigt der Herr Kooperator“ sagte der Bama, der Oberknecht, am ersten Abend und alles lauschte dem wunderbaren Spiele. Als sich die Sache aber jeden Abend wiederholte, nahm das Kunstverständnis merklich ab, weil auch das Ruhebedürfnis der Ehehalten des Pfarrers darunter bedeutend zu leiden hatte und der Bama meinte schließlich: „Wenn nur den Herrn Kooperator mit seiner Geige der Teufel holen würde.“ So mußte der Pfarrer einschreiten und dem nächtlichen Musikanten vorstellen, daß die Leute den ganzen Tag schwer arbeiten müßten und bei Nacht des Schlafes bedürften, um frühzeitig aufstehen zu können und daß er deshalb sein Violinspiel zeitig einstellen müsse. Nach kurzem Meinungsaustrausch versprach der Kooperator, nicht mehr Violine zu spielen und er hielt auch sein Wort.

Dann aber nahm der Grahvogel seine C-Trompete von der Wand, putzte dieselbe blitzblank und schmetterte, namentlich wenn beim „roten Ochsen“ drüben angezapft wurde,

mächtige Töne in die stille Nacht hinaus, um den verlockenden Klang des Anzapfens und damit auch seine innerste Sehnsucht zu übertönen und zu betäuben.

„So viel schön bläst der Herr Kooperator“ sagte die Oberdirn am ersten Abende; dann aber wiederholte sich nach längerer Dauer der gleiche Widerspruch wie beim Violinspiel und der Herr Pfarrer sagte zu dem hartnäckigen Ruhestörer: „So war's nicht gemeint, Herr Kooperator, sondern Sie dürfen auf d' Nacht überhaupt nicht mehr musizieren. Haben's mich verstanden.“

Da wurde der Grahvogel ganz traurig und elegisch und erwiderte: „Mein Gott, Herr Pfarrer, den ganzen Abend kann ich doch auch nicht spazieren gehen oder schlafen und lesen kann ich auch nicht die halbe Nacht beim Kienspanlicht und in's Wirtshaus darf ich auch nicht gehen, wo ich doch ein bisschen Zerstreuung hätte; das kann ich nicht mehr aushalten, gar wenn ich nicht einmal mehr musizieren darf.“ Eine echte, wirkliche Träne kollerte hierbei über sein ehrliches Gesicht.

Der Herr Pfarrer aber war ein vernünftiger und mitfühlender Mann und nach einiger Überlegung sagte er leise zu dem betrübten Mitbruder: „Gehen's zu, gehen's zu, Herr Kooperator, und gehen's ins Wirtshaus; sagen's nir weiter, ich sag auch nix.“

Ein dankbarer Händedruck und weg war er der Grahvogel und gleich drüben im „roten Ochsen“ und das jetzt wieder jeden Abend, weil er, wie er sagte, jetzt das Bier erst wieder vertragen könne, nachdem ein hartnäckiger Magen-



katarrh ihm seit längerer Zeit diesen Genuß nicht gestattet habe. Er ergriff das ihm gehörige, zinnerne Stammkrügel, dessen Boden aus Milchglas war und leerte es mit einem kräftigen Zuge, bis er auf dem Boden wie früher wieder das in das Glas eingeschliffene, liebliche Bildnis der Patrona Bavariae mit dankerfülltem Blick erschaute.

Im Ordinariat hat man nichts davon erfahren, die Zeit des Wirtshausverbotes ist dann auch ausgelaufen und der Kooperator hat am Abend nicht mehr gezeigt und geblasen, aber einen Jahrtag hat er auch nimmer versäumt, der Brauvogl.



II.

## Die Pfarrerfathl.

Wie es Zeit war, ist der Brauvogl Pfarrer in Gramelberg geworden. Er hat den Ort gleich, wenn auch vergeblich, auf der Landkarte gesucht. Aber wie er endlich hingefunden hat und die Interkalarrechnung auch für ihn günstig ausgefallen ist, hat es ihm recht gut gefallen in dem im Unterland gelegenen Dörfel und es war auch schön dort.

Saftige Wiesen, schwere Ackerböden und rieselnde Wasserlein umsäumten die anmutige Ortschaft und die umliegenden Höhen waren mit ausgedehnten Wäldern gekrönt, die dem neuen Herrn Pfarrer, der ein eifriger Schwammerlsucher und passionierter Nimrod war, einen unzweifelhaften Erfolg erhoffen ließen und die Leute waren bieder und echt, etwas rauhbeinig und von Europas übertünchter Kultur noch wenig beleckt.

Die erste Sorge war die Beschaffung einer tüchtigen Pfarrerföchin, schon wegen des großen Ökonomiebetriebes. Und das war nicht so leicht; denn Verwandte hatte der Pfarrer nicht und übrigens ist eine gute Köchin aus verschiedenen Gründen schwer zu bekommen und kaum zu bezahlen. Aber er hatte Glück und machte bald eine wohlgeeignete Küchenfee ausfindig in der Person der



Katharina Zangerl von Gern; sie war nicht groß oder klein, nicht dick oder mager, nicht sauber oder häßlich, hatte das kanonische Alter und ein kleines Kröpfel. Der lange Rock verberg in schonender Weise die etwas frummen Füße.

Aber eine durchaus tüchtige Person war die Kathl, von gutem und heiteren Gemüt und ein bischen resch. So wurde gleich der ganze Pfarrhof vom Keller bis zum First durchstöbert und durchscheuert, daß dem Grahvogel der Staubbesen nur so um den Kopf und der Putzhadern zwischen den Füßen hindurch fuhr; dann ging es über Küche und Keller, die alsbald in einen gut bürgerlichen Zustand gesetzt wurden, was der Pfarrer als höchst lobenswert anerkannte.

Anfangs war die Kathl freilich recht schüchtern und bescheiden, aber nach und nach wurde sie sich ihrer Würde und Bedeutung bewußt, so daß sich allmählich ein kleiner äußerer Wechsel vollzog, insofern als die Kathl die Hosen anzog, während der Herr Pfarrer geduldig in ihre sanft drückenden Pantoffeln hineinschlüpfte.

Da hat freilich dann der Grahvogel daheim nicht mehr rauchen dürfen wegen der Vorhänge und auch das Schnupfen wurde sehr ungern gesehen wegen der Sacktücher; denn die Kathl war auch sehr tüchtig im Hauswesen und hat die Kirchenwäsche wieder schön schneeweiß hergewaschen und die heiligen Kirchenggeräte zu Ostern wieder zu schönstem Glanze herangepußt.

Die Ehehalten haben die Kathl zwar gefürchtet, aber doch gerne gehabt, weil sie beim Auftragen der Mahlzeiten durchaus nicht knauserig umgegangen ist und sogar der

Bama, der schon einmal sechs Monat aufgewichst bekommen hatte, weil er das Messer zu was anderem als zum Brotschneiden benutzte, ist brav und willig gewesen wie ein Lampen, wenn ihm die Kathl einen dienstlichen Befehl erteilte. Dafür hat er aber auch immer die größten Kartoffelknödel und das größte Trumm G'selchts bekommen.

Den Weiberleuten aber ist sie scharf auf die Eisen gestiegen, weil sie das Gespeanzel und Strabanzel einmal nicht leiden konnte. Sie hätte zwar schon selber einmal heiraten können, wenn nämlich der andere mögen hätte, und sie hat dann scheinbar ein für allemal auf die Freuden der Ehe verzichtet.

In Gramelberg war der Pfarrhof selbstverständlich sozusagen der Mittelpunkt des gesamten Geistes- und Seelenlebens der Pfarrangehörigen und nur der Herr Pfarrer und der Herr Lehrer hielten sich zusammen eine gut katholische Zeitung und waren daher in Kunst und Wissenschaft und in politischen und wirtschaftlichen Fragen stets auf dem Laufenden.

Die Kathl gewann daher auch Einblick in die tiefsten Geheimnisse und Anliegen der Bevölkerung und ihr Einfluß nahm derart zu, daß ohne ihr Wissen und ihren besseren Rat in Gramelberg nichts von Bedeutung unternommen oder beschlossen wurde.

Hätte sie ihre segensreiche Tätigkeit in unserer Zeit entfalten können, wäre sie zweifellos in den Gemeinderat gewählt worden.

Dabei vernachlässigte sie aber ihre vornehmste Pflicht, die persönliche Bedienung des Hochwürdigem Herrn, nicht



im geringsten. Nie fehlte ein Hemdknöpfchen oder ein Knopf am Rock oder der ledernen Hose — für gewöhnlich trug nämlich der Grahvogel eine krachlederne — und auf dem Nachtkästchen stand mit absoluter Pünktlichkeit jeden Abend eine Flasche mit selbsterzeugtem, vorzüglichen Tusch- oder Weichselschnaps nebst einem Gläschen.

Wenn aber der Pfarrer ab und zu auf seinem mit einem alten Schimmel bespannten Gäuwagerl in der Nachbarschaft einen Besuch machte oder gar in die Stadt fuhr, saß die Kathl nicht nur neben ihm sondern sie kutscherte, weil sie eben in und außer dem Pfarrhofe das Leitseil in der Hand hatte, und der Herr folgte willig ihrer Führung.

Nur in einem Punkte war der Grahvogel widerspenstig. Er hatte nämlich zu Hause immer eine weiße Zippelhaube mit ditto Quasterl auf zum Unterschied gegen seine schwarzbezipfelten Bauern und wenn die vorübergehenden Bauern respektvollst zum Gruß den Hut abnahmen, erwiderte der Herr Pfarrer die Ehrenbezeugung in der prompten und praktischen Form, daß er das Quasterl langsam und bedächtig in die Höhe hob und ebenso wieder niedergleiten ließ. Die Art der Kopfbedeckung und deren Verwendung erschienen der Kathl nicht genug würdevoll. Der Grahvogel aber sagte: „Dös bin ich einmal so gewöhnt und dabei bleibt es.“

Der Pfarrhof war auch ein Zufluchtsort für alle Mühseligen und mit Glücksgütern nicht Beladenen. Jeder Bettler, Musikant, Student oder Handwerksbursch erhielt auf anständigen Vorpruch ein angemessenes Diatikum und zu jeder Tageszeit hörte man an der Schwelle des

Pfarrhofes zuerst ein Vaterunser murmeln und dann die Worte: „Herr vergelt's Gott tausendmal und „G'segnu's Gott.“ Und so wollte es der gutherzige Hochwürdige Herr auch haben.

Aber eines konnte die Kathl nicht leiden, nämlich die häufigen Besuche von geistlichen Mitbrüdern, weil da jedesmal ein paar Flascherln Wein oder Bier und Schnaps und sonstiges daraufging, nach ihrer Meinung zwecklos und ohne Gegenleistung zum Schaden des ohnehin beschränkten Haushaltsetats.

Als einmal der Herr Pfarrer vom Bräu in Frauenhofen, an den er seinen Hopfen spottbillig verkauft hatte, ein Faß seines Märzenbieres mit vierzehn Liter extra dediziert erhielt, sprach er daher ihr ganz aus dem Herzen, als er sagte: „Kathl, gehen wir in mein Zimmer hinauf und trinken wir heut dös Faß ganz allein und laß' niemand eina!“

Da hat es schon geläutet auch und draußen stand ein Amtsbruder aus der Nachbarschaft. Die Pfarrerköchin öffnete energisch das Fenster, fragte nach dem Begehren und als der Gefragte die Absicht eines kleinen Besuches zum Ausdruck brachte, sagte sie mit Betonung: „Na, na, wir trinken heut unser Bier selber.“ Der geistliche Herr Nachbar ist nie mehr gekommen.

So vergingen Jahre in harmonischer Eintracht aber so recht hat es der Kathl auf einmal doch nicht mehr gepaßt und wie sie von einer Tante an die tausend Gulden erbt, hat sie den Hochwürdigen Herrn mit dem Entschlusse überrascht, daß sie nicht ihr ganzes Leben lang eine Pfarrerköchin bleiben wolle.



Der Grahvogel aber wußte schon, wo der Wind herwehte und er verabschiedete die Kathl schweren aber dankbaren Herzens und stellte eine neue jüngere Köchin ein.

Als ihn bald darauf ein alter Hausfreund besuchte, fragte dieser erstaunt: „Ja wo ist denn die Kathl?“ „O mei, dö is narrisch worn“, entgegnete der Grahvogel und als der Freund sein herzlichstes Bedauern äußerte, bemerkte der erstere berichtigend: „No, no, g'heirats hat's halt d' Kathl, dö Gans.“

Eigentlich war es ihm so recht, dem Herrn Pfarrer; denn in der letzten Zeit ist die Kathl doch recht herrlich und grantig geworden, während die neue Köchin jung und sauber war und den ganzen Tag gesungen und gelacht hat und ihn auch wieder hat rauchen — und schnupfen lassen.



### III.

## Der Baufall.

Ein ist unser Pfarrkirchlein in Gramelberg, aber fein ist es, lieblich und einladend zu herzinnigem Gebete. Seit Jahrhunderten steht es mitten im Dorfe auf einem niederen Hügel, umrahmt von dem kleinen idyllischen Friedhof, in dem die verwitterten, hölzernen und eisernen Kreuzlein die Ruhestätten vieler Generationen bezeichnen.

Still, friedlich und freundlich liegt es hingebettet in dem traulichen Tal und wenn das Abendglöcklein mit hellem, silbernem Klang durch die Luft zittert, trägt es allen Müden und Frommen Ruhe und Zufriedenheit in Haus, Küche und Kammer.

Freilich, den alten Ziegelrohbau mit dem breiten Sattelturm hat der Zahn der Zeit an der Außenseite arg zernagt und mit altersgrauem Schimmier und zartem Moosanflug überzogen und in den zahlreichen Nischen und Mauerlöchern haben sich Dohlen und Käuzlein eingenistet, die Tag und Nacht streiten, hadern und kreischen wie zu zahlreiche Mietparteien in einem Hause.

Der eiserne rotgestrichene Hahn auf der einen Spitze des Turmes ist nur ein Ersatz für das gleiche, frühere reich vergoldete Wahrzeichen, das einst die Schweden bei ihrer Vorliebe für kirchliche Gegenstände im Vorbeigehen heruntergeholt hatten.

Auch das Innere des Kirchleins zeigt nichts von eitel Glanz und Prunk und auch von keiner Wohlhabenheit, etwa eines adeligen Kirchenpatrons, sondern es ist bescheiden, einfach und arm, wie die Mehrzahl der guten, braven Pfarrkinder selbst. Aber rein und sauber ist die gotisch angelegte Gotteshalle, hübsch bemalt und voll intimer Wärme.

Die paar hölzernen Statuen und Engelsfiguren allerdings mit ihren verdrehten Köpfen und verrenkten Händen und Füßen könnten fast ein erbarmendes Mitleid auslösen; sie wurden augenscheinlich von einem einheimischen Künstler angefertigt, der seinen Beruf entschieden verfehlte, als er sich in der Bildhackerei versuchte.

Aber etwas war mit dem kleinen Kirchlein doch nicht ganz in Ordnung. Es war eben alt und damit auch schadhast und baufällig geworden und Niemand wollte sich durch eine reichliche Spende zur Renovation eine Stufe in den Himmel bauen.

Wenn es im Spätherbst zu stürmen und wettern begann, vernahm man von der Kirche her ein bedenkliches Röcheln und Stöhnen, ein Knistern und Krachen, wie wenn es in derselben umginge.

Auch dem Herrn Pfarrer ließ die Sache keine Ruhe und eines Tages unterzog er mit dem Mesner die Kirche von unten bis oben einer eingehenden, gewissenhaften Untersuchung.

Gleich von der Empore aus führte eine schmale Stiege auf den Dachstuhl hinauf und da sah es wahrlich nicht gut aus. Regen und Schnee hatten da und dort Eingang unter die Dachhaken gesucht und gefunden, der Boden war stellenweise morsch und modrig, die Tragbalken, Pfetten und Latten zum Teil angefault und durchlöchert und als der

Mesner und Pfarrer gar auf einer Leiter mit Mühe und Schweiß den Stuhl des Satielturmes zu erklimmen suchten, fing alles so bedenklich zu wackeln und zu schlenkern an, daß die beiden Experten schleunigst den Rückzug antreten mußten, unter der Feststellung, daß der ganze Dachstuhl im höchsten Grade baufällig sei, was der ortsanwesende Zimmermann nach einer weiteren Besichtigung auf Ehr und Gewissen bestätigte, mit dem Bemerkten, daß er für nichts gut stehen möchte.

Da war nun rasche Abhilfe dringend geboten und der Herr Pfarrer zog eines Tages seinen besten, langen Rock an, wickelte sich selbst seine Rohrstiefel zu äußerstem Glanze, nahm Hut und Stock, schob eine alte Ledermappe unter den Arm und marschierte mit energischen Schritten der nahen Kreishauptstadt zu, freundlichst und ehrerbietigst begrüßt von allen, ihm begegnenden Pfarrkindern, die den guten Herrn hoch achteten und verehrten.

Am Bezirksamt aber ging es scharf her. Der Grahvogl meinte, daß der Bautechniker sofort den Bauschaden feststellen müsse und daß auf Staatskosten die kostspieligen Reparaturen vorzunehmen seien, während der Herr Bezirksamtmann fest und bestimmt behauptete, daß eine Baupflicht des Staates überhaupt gar nicht in Frage käme.

Die arme Kirchengemeinde konnte aber den Schaden unmöglich aus eigenen Mitteln wenden. Also blieb nichts übrig, als die Sache auszufechten.

Es kamen nun für den Pfarrer drei schwere Jahre. Er mußte die ganze Registratur umkehren, alle Akten, Kirchenbücher und Rechnungen durchstöbern, auch sonstige alte, verstaubte Schmöker studieren und den Aktenstaub schlucken, ohne jeden greifbaren Erfolg.



Dazu mußte er alle paar Monate wieder schriftlichen Bericht an das Bezirksamt oder Ordinariat erstatten darüber, wann die Pfarrei entstanden sei, wann die Kirche erbaut wurde und von wem, wie groß die Pfarrgemeinde sei, wieviel Seelen sie zähle, ausgeschieden nach Alter und Geschlecht, wie hoch das Pfründevermögen sich belaufe, ob im Pfarrholz oder im Gemeindewald schlagbares Holz vorhanden sei, wie es allenfalls mit einer Kirchenlotterie stünde u. s. w. Dem Herrn Pfarrer brummte der Kopf.

Endlich entschied das Bezirksamt in einem fünfzig Seiten langen Beschluß, daß die Baulast den Pfründebesitzer, das ist der Pfarrer, treffe, was dem Grahvoß ein sarkastisches Lächeln entlockte; die Regierung dagegen dekretierte in einem hundert Seiten langen Bescheid die Baupflicht der Pfarrgemeinde, was die Gramelberger zu höchst unliebenswürdigen Äußerungen über Gericht und Obrigkeit veranlaßte. Doch der Verwaltungsgerichtshof hatte ein Einsehen und kam zu der endgültigen Entscheidung, daß der Staat die große Baulast an der Kirche zu Gramelberg zu tragen habe.

Darob große Freude im ganzen Dorfe.

„Jetzt kann's mit dem Bauen angehen“, meinte man und der Ammerbauer gelobte, daß er bei der Hebefeiер sein größtes Schwein schlachten und seinen christlichen Mitbrüdern gastlich in Form von Braten, Würsten, Pressack und Sulzen zur Verfügung stellen werde.

Als nun aber der Herr Pfarrer siegesgewiß zum Herrn Kreisbaureferenten mit dem Anliegen kam, nun schleunigst die Wendung des Bauschadens in die Wege zu leiten, da lächelte dieser milde, klopfte dem Grahvoß vertraulich auf die Schulter und sagte in verbindlichstem Tone: „Ja, mein lieber Herr Pfarrer, der Dachstuhl ist nach dem Gutachten

des Bautechnikers überhaupt gar nicht baufällig und höchstens handelt es sich allenfalls nur um eine sogenannte kleine Baulast, die aus dem Kirchenvermögen zu bestreiten wäre.“

Wütend und rot wie ein Piepgoßel, mit Gott ausgeöhnt, aber mit der Menschheit zerfallen, trat der Seelsorger zerknirscht den Heimweg an und brauchte einige Tage bis er in der Stille des Pfarrhofes wieder in das gewohnte Gleichgewicht kam.

Doch eines Tages wurde es lebendig in dem sonst so stillen, friedlichen Gramelberg. Zahlreiche hand- und spanndienstpflichtige Hände waren damit beschäftigt den morschen Dachstuhl abzutragen und Balken und Holzwerk säuberlich auf zehn bereitstehende große Leiterwägen aufzuladen.

„Gut,“ dachte im Vorbeigehen der Bautechniker, „jetzt reparieren die Gramelberger doch den Schaden selber, sind doch recht gute Leute, die Gramelberger.“

Aber in der Kreishauptstadt gab es bald darauf einen großen Tumult und Zusammenlauf, als zehn schwer beladene Leiterwägen, mit dem Grahvoß an der Spitze, durch das Münchner-Tor hereinfuhren, direkt den Weg zur Kgl. Kreisregierung nahmen und die schwere Last, nämlich den ganzen abgetragenen Kirchendachstuhl vor derselben mitten auf dem Platz stehen ließen.

Der Herr Pfarrer hatte auch das morsche, nicht mehr brauchbare Glockenseil mitgenommen und wie eine Schärpe um seine männliche Brust gelegt. So ging er zu dem nichts Schlimmes ahnenden Herrn Kreisbaureferenten und, sagte ruhig und würdevoll als rector ecclesiae:

„So, Herr Baurat, jetzt hab' ich den ganzen Dachstuhl abbrechen und hereinfahren lassen, damit Sie ihn selber



anschauen können; da können's wohl nimmer sagen, daß der nicht haufällig ist und das Glockenseil ist auch kaput.“

Bissig fügte er bei, daß die Regierung das Holz zum Einheizen behalten und aus dem Glockenseil sich die sehr notwendigen Aktenschmürl machen lassen könne.

Der Herr Baureferent war sprachlos, denn so etwas war ihm noch nie vorgekommen und auch in keinem alten Aktenschimmel zu finden. Was war da zu machen?

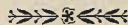
Die Kirche hatte keinen Dachstuhl mehr und ragte wie eine Ruine aus dem Bauernkriege in die Höhe, niemand hatte Geld zum Wiederaufbau und in Wirklichkeit war halt doch der ganze Dachstuhl augenscheinlich höchst haufällig gewesen.

So blieb nichts anderes übrig, als daß der Herr Kreisbauerrat gute Miene zum bösen Spiel machte und daß der für alles liebevoll sorgende Vater Staat auf seine Kosten der Gramelberger Kirche wieder ein ordentliches Dach aufsetzte.

Und eine Hebefeiер gab es da auch. Die zahlten die Gramelberger selber und der Ammerbauer hat sein Wort gehalten bezüglich des Schweines.

Als es Abend wurde schwankten die Hand- und Spanndienstpflichtigen und sonstige Festgäste schwer beladen nach Hause unter häufiger Anlehnung an die erreichbaren Gartenzäune und der Herr Pfarrer rieb sich vergnügt die Hände und manchmal auch die etwas flimmernden Augen, denn er hatte dem wohlverdienten Labetrunk dankbar und fleißig zugesprochen.

Die Kosten für Beschaffung eines neuen Glockenseiles aber hat er unbemerkt in die Kirchenrechnung hineingeschmuggelt.



## IV.

## Palmsonntag.

**D**ominica palmarum, ein Festtag des Frühlings und der Freude.— Der Lenz ist wieder in das Land gezogen und die goldige, warme Frühlingssonne leuchtet so hell und warm in's Dörflein hinein, daß nicht nur die munteren Vöglein zur Ehre Gottes singen und pfeifen und Anemonen und Schneeglöckchen ihre zarten Blütenkelche den erwärmenden Sonnenstrahlen öffnen, sondern daß auch das Herz des Menschen zerpringen möchte vor Lust und Freude und aufjauchzend den jungen Frühling grüßt.

Was Wunder, daß an dem Tage, der der Erinnerung an den Einzug des Heilands in Jerusalem geweiht ist und an dem ein begeistertes Volk dem Erlöser „Hosana“ — Heil sei ihm — zujubelte, auch in Gramelberg alt und jung nach langem Winterschlaf neu auflebte und, als die Kirchenglocken zum Gottesdienste einluden, in feierlicher Stimmung von allen Seiten dem Gotteshause zuwallte, Männer und Frauen in ernster, würdiger Haltung mit Gebetbuch und Rosenkranz wohl versehen, die Jugend aber lustig lachend, schäkern und voll geschwätziger Lebhaftigkeit.

Rasch füllt sich die Kirche mit den Älten des Dorfes, nach der Größe des Bauernhofes wohl verteilt in den Kirchenstühlen, während die jungen Burschen mit auf langen Stecken gebundenen Palmmutscherln vor und um die Kirche herum Stellung nehmen und auf den Anfang der Predigt verzichten.

Erst als ein paar übermüthige Ministranten vor der Sakristei den Weihrauch im Rauchfaß anfeuerten und



dieses kunstfertig im Kreise zu schwingen begannen, verschwanden auch die Burschen langsam in den heiligen Raum und es wurde still in der vollbesetzten Kirche und auf dem sonnigen Friedhof.

Nur auf dem Chor geht es infolge der musikalischen Vorbereitungen noch etwas unruhig zu. Dort ist die Domaine des Herrn Hauptlehrers Athanasius Dengler, der den Dirigentenstab in der Hand wie ein Feldherr mit Umsicht und Energie die letzten Dispositionen trifft, um heute an einem so hohen Festtage einer alten Schöpfungsmesse für Landchöre in D-moll zu Ehren und zum Siege zu verhelfen. Das war aber nicht leicht und zwischen dem löblichen Entschlusse und dem Tag der Aufführung lag eine geraume Zeit anstrengender und lästiger Proben und sonstiger Widerwärtigkeiten.

Freilich die Altpartie ruhte in den Händen, vielmehr in der Kehle der sangeskundigen Schullehrer-Zenzl, der Tochter des Herrn Hauptlehrers, und das war gut; denn die Zenzl hatte Metall in ihrer Stimme, so etwa wie ein zersprungener, blechener Hafendeckel, und aus dem magerem, langen Halse konnte sich auch die Stimme nur in dünnen Schwingungen entfalten; aber trefflicher war die Zenzl, deren Alter in dem Liede: „Schier dreißig Jahre bist du alt“ zu niedrig bemessen gewesen wäre.

Sie hatte daher auch eine große Übung und Fertigkeit in cantu figurato und den kirchlichen Responsorien.

Aber beim Diskant happerte es. Der Bürgermeister-Sepperl und der Schorschl vom Metzgerwirt waren zwar zwei recht intelligente Bürscherln mit frischen Stimmen. Aber die Noten, lateinischen Buchstaben und gar der lateinische Text waren eben für die beiden Naturkinder doch etwas Außergewöhnliches, so daß es dem unermüd-

lichen Dirigenten viel Mühe kostete, die musikalischen Fähigkeiten der beiden Jungen in die Tat umzuwerten.

Namentlich das Solo im Benediktus, voll Klang und schmachtdem Schmelz, das den Herrn Pfarrer, der gerne den Proben anwohnte, zu heller Begeisterung entflammte, erforderte das ernsteste Studium. Störend wirkte es auch, daß der Schorschl statt „Hosanna in excelsis“ immer „Hosanna a G'selch's is“ sprach und sang. Erst durch wiederholte ernste und liebevolle Ermahnung, manchmal unter Heranziehung der für die fremde Sprache unempfindlichen Ohren, gelang es, diesen sinnstörenden Sprachfehler zu beheben.

Zum Glück hatte sich seinem Versprechen gemäß auch der Schulgehilfe von Zweikirchen eingefunden, desgleichen aus Kollegialität ein pensionierter Amtsbruder aus der Stadt, so daß Tenor und Bass zuverlässig besetzt waren.

Das Gewirr der Noten für die Streich- und Blasinstrumente, auf die man unter den gegebenen Umständen leider verzichten mußte, hatte der Hauptlehrer in kunstvoller Weise in der Orgelstimme vereinigt und diese meisterte er selbst mit Geschick und Gefühl. Zur Verstärkung des Ganzen bearbeitete der Kramer Simmerl, früher Trommler im Leibregiment, die alten, kupfernen Kesselpauken in mächtigen Wirbeln, wobei man das Gefühl hatte, wie wenn ein Saß Kartoffel ausgeschüttet würde; man hörte einen, zwei dumpfe Schläge, dann mehrere rasch aufeinander und schließlich kollerte alles durcheinander, daß es nur so schepperte und dröhnte.

Die Orgel selbst aus den Zeiten des Sebastian Bach stammend, hatte freilich an ihrer majestätischen Confülle im Laufe der Zeiten viel eingebüßt, teils durch die



Gefräßigkeit des Holzwurms, teils durch den Umstand, daß da und dort sich Dohlen unberechtigt ein behagliches Heim eingerichtet hatten und auch manche Holzpfefe mehr oder minder aus dem Leim gegangen war.

Die größte Sorge aber war das Gebläse. Beim Aufziehen schwoll zwar der Blasbalg mächtig an, aber infolge verschiedener Löcher und Risse konnte er die Luft nicht mehr halten. Hier hatte der umsichtige Mesner-Martl nach Tunlichkeit Abhilfe geschaffen, indem er die schadhaften Stellen mit Teilen von seinem alten, ledernen Kanapee vernähte und verpappte. Als er fertig war, bemerkte er erst, daß er das Leimpflandl im Blasbalg hatte stehen lassen, was ihm einen gelinden Fluch entlockte, den aber der liebe Herrgott angesichts der gottwohlgefälligen Tätigkeit dem Mesner-Martl gerne verzieh.

Wenig Aufmerksamkeit schenkte der Dirigent vier noch weiter auf dem Chor anwesenden, je in einen blauen Faltenmantel gehüllten Männern verschiedenen Alters. Den martialischen Schnurrbärten nach zu schließen waren es gediente Kavalleristen, deren Zweckbestimmung zunächst nicht recht klar war, da jeder derselben lediglich eine alte, verbogene Fanfarentrompete kampfbereit in der Hand hielt, ohne daß ihnen irgendwelche Noten vorgelegt wurden.

So war alles gerichtet und gerüstet und in begreiflicher Spannung. Da ertönte die Sakristeiglocke; die Ministranten und der Herr Pfarrer treten heraus, letzterer in reichem, goldglänzenden, aber etwas fadenscheinigen Ornat.

Da setzen die vier Kavalleristen die Fanfaren an und schmettern, unterstützt von donnerndem Paukenwirbel, einen so kräftigen Tusch in die Gotteshalle hinein, daß

die Mauern von Jericho hätten zum zweitenmale einstürzen müssen, wenn sie noch gestanden wären.

Dieser geräuschvolle Akt besonders zarter Aufmerksamkeit für den Priester wiederholte sich jedesmal, wenn der Herr Pfarrer aus der Sakristei trat oder in dieselbe zurückkehrte.

Nun begann die heilige Handlung, begleitet von den sanften, feierlichen Orgeltönen. Zuerst hörte man ein Poltern, Knarren, Pfeifen und Surren, dann ein Nebengeräusch wie von einer ausgespielten Gramophonplatte, dann piepste und quietschte die Orgel mit einer jammervoll wimmernden und vibrierenden vox coelestina, bis diese mit dem einschmeichelnden Gesang in ein Meer der Töne zusammenfloß. Herrlich und prächtig ging es vorwärts mit stets wachsender Zuversicht. Nur im Credo gab es, mit Rücksicht auf das beschleunigte Tempo eine kleine Schwankung, worunter namentlich der Text zu leiden hatte; denn die Worte „qui crucifixus et sepultus sub Pontio Pilato est“ wurden im Sopran fälschlich wieder gegeben in der grausamen Fassung „qui crucipultus et sefixus spissus et Pilatus est.“

Inzwischen hatte der Mesner, mit schüchternem Genußler hervortretend, einen glänzenden, nicht erkennbaren Gegenstand auf die mensa des Altars gelegt.

Dann nahte das Benediktus-Solo. Mit der besagten vox coelestina leitete die Orgel den melodiosen Satz ein. Und siehe da, der Herr Pfarrer ergriff den glänzenden Gegenstand, der sich nun als seine hohe C Trompete erkennen ließ, drehte sich nun den Gläubigen zu und blies das herrliche Solo in getragenen Tönen mit.



Das zitternde Pison und die frischen Knabenstimmen sangen und klangen so weich und zart wie Musik aus Himmelsphären und wie der Chor der Engel, so daß dem alten Dengler fast die Tränen in die Augen traten und er ganz verklärt den Taktstock schwang. Nach einer schon vorher vereinbarten Wiederholung des Solos legte der Seelenhirte die Trompete wieder bei Seite und widmete sich weiter der heiligen Handlung.

Und es ging bis zum Ende gut; allerdings beim agnus dei versagte die Orgel ihre treuen Dienste vollständig, da ihr die Luft definitiv ausging, so daß das miserere nur mehr in einem bescheidenen Soloquartett ausklingen mußte.

Nachdem der Herr Pfarrer unter dem gebührenden, feierlichen Tusch in die Sakristei abgetreten war, verließen die frommen Väter tiefergriffen, erbaut und gestärkt für das alltägliche Leben langsam das Gotteshaus und besuchten nach altem, guten Brauch die Gräber der entschlafenen Angehörigen und der Freundschaft, die Ruhestätten reichlich mit Weihwasser besprenkend.

Die Ammerbäuerin aber steckte daheim die geweihten Palmkätzeln hinter das Crucifix im Herrgottswinklerl und meinte, daß es in der Kirche oft schon recht schön war und der Herr Lehrer eine recht schöne Musik gemacht habe, aber so schön wie heute sei es ihrer Erinnerung nach doch noch nie gewesen.

Der Athanasius Dengler klopfte dem Sepperl auf die Schulter und sagte: „Brav hast du es gemacht.“ Dem Schorschl aber brummte er zu: „Malesizbub, wenn es nicht gerade in der Kirche wäre, tät ich dich bei den Eusern nehmen wegen des „crucipultus et sefixus.“

## Michael Affenkofer

RAMMELKAM

Post: Landsbut

### V.

## Der Karpf.

Ein schönen Hof hatte der Bartreiter. Etwas höher gelegen als die umliegenden Gehöfte und im Geviert zusammengebaut war er fast ein kleiner Herrnsitz zu nennen und die 120 Tagwerk Wiesen, Äcker und Wald um den Hof herum sicherten seinem Besitzer ein reichliches, ständiges Ein- und Auskommen. Dazu gehörte ein fast vier Tagwerk großer Weiher, der weithin glänzte und in eine Mulde eingebettet, teils von saftigen Wiesen, teils von einem kleinen lichten Buchenwald umrahmt war.

Der Bartreiter hielt viel auf den Weiher, den er selbst angelegt und mit hochrückigen Aischgründer Karpfen stark besetzt hatte; auch einige pfündige Hechte waren in demselben, mit der Bestimmung frösche und kleine fische als überflüssige Nahrungskonkurrenten wegzufangen und auf einer Holztafel stand vorsichtshalber geschrieben:

„Hier ist das fischen bei Strafe verboten.“

Der Teich war ein kleines halbes Stünderl von Gramelberg entfernt und wenn ein schöner Tag das Menschenherz in's freie lockte, gab es nicht leicht ein Plätzchen in der Umgegend, das so zur Ruhe und zum Frieden einlud, wie dieser trauliche Erdenwinkel.



Saß man am Waldrand, so konnte man weithin die Umgegend überschauen, das Dörfel grüßte heiter und freundlich aus dem Talgrund herauf, da und dort glitzerte eine Kirchturmspitze über den Waldrand empor und in weiter ferne ragte altersgrau und verschwommen die wetterfeste Herzogsburg bei der Kreishauptstadt stolz in die Höhe.

Darum lenkte auch der Grahvogl nach den Mühlen des Tages häufig seine Schritte dahin, um aus seiner aus Zirbelnuß geschnittenen Pfeife eine Handvoll Kanaster gemächlich zu rauchen, welches Vergnügen ihm zu Hause von der herrschsüchtigen Kathl bekanntlich versagt wurde, oder im Brevier zu lesen oder sonstwie von der Vergangenheit und Zukunft zu träumen; so namentlich im Frühjahr, wenn die milde Märzsonne langsam den Weiher zu neuem Leben erwärmte und die Lerchen zu trillern und jubilieren anfangen.

Da ist aber auch jedesmal den Hechten im Teich warm um's Herz geworden und sie sind gerne herausen gestanden ganz am Ufer, ausnahmsweise nicht auf Beute lauend, sondern ringsum Brautschau haltend, denn jedes Tierchen hat sein Plaisierchen und der Hecht in der Laichzeit auch.

So ist der Herr Pfarrer auch einmal am Mittwoch vor dem Gründonnerstag sorgenlos dem stillen Weiher zugewandelt, still vergnügt und eigentlich an gar nichts denkend.

Auf einmal hat es ihn geblendet, den Grahvogl; er hat sich die Augen gerieben, die Hand vorgehalten und scharf hinspektiert auf den Weiher.

„Kreuz, Birnbaum und Hollerstaude“, brummte er in gerechtem Zorne, „jetzt schau nur so einen frechen Fischdieb an am helllichten Tag.“

Wie sich der hochwürdige Herr langsam und vorsichtig anpürschte, erkannte er alsbald deutlich den Metzgerwirt Schorschl, der sich gerade anschickte, eine gelbe Drahtschlinge an einem Bohnenstangl zu befestigen, um ein liebesbedürftiges Hechterl herauszuschüren.

Wie er aber gerade in größter Spannung die Drahtschlinge vorsichtig in das Wasser hinablassen wollte, ist der Herr Pfarrer wie der Blitz aus dem Hinterhalt hervorgesprungen und — patsch, bumm — hat der Schorschl eine saftige Watschen im Gesicht gehabt, daß ihm fast Hören und Sehen vergangen ist.

Er hat Schlinge und Stangl fallen lassen, den Kopf gehalten und ist wie der Teufel davon, der Herr Pfarrer aber hat ihm nachgerufen:

„Wart du Lausbub, elendiger, ich will dir das Fischen im fremden Wasser austreiben!“

Dann hat der hochwürdige Herr die Drahtschlinge und das Stangl genau inspiziert und in Ordnung befunden und der Hecht ist allerweil noch auf seinem gefährlichen Platz gestanden und hat geschwanzelt, wie wenn er sich gefreut hätte, daß der Fischdieb so ausgerutscht ist.

Der Grahvogl aber hat jetzt die Schlinge a bisserl weiter aufgemacht und ist damit dem Hechten vorsichtig hinter den Kopf gefahren.

Da hat sich der Hecht denkt: „Man lebt nur einmal auf der Welt“ und hat schnell einen Fahrer unter das Schilf gemacht, sodasß der Pfarrer mit der Schlinge und dem Stangl nur mehr einen Lusthieb machen konnte.



„Safra! Aber wart nur, ich krieg dich schon ein anderesmal“ hat sich der Gräbvogel denkt, „denn morgen muß ich so in die Filialkirche nach Zweikirchen und da liegt mir der Weiher am Weg.“ Das Stangl mit dem Draht hat er dann im Gebüsch versteckt.

Im Heimgehen aber hat er für sich hingebrommt:

„Das wär net übel, die Malefizbuben, Fisch stehl'n tät'n's auch noch und noch dazu mit einer Schling, was überhaupt verboten ist, so was muß man den Burschen schon gleich gründlich austreiben.“

Am anderen Tag hat sich der Herr Pfarrer frühzeitig auf den Weg gemacht und ist zu dem Weiher gegangen um wegen des Hechters nachzuschauen; aber diesmal hat er die Rechnung ohne den Wirt gemacht, denn wie er in die Nähe kam, sah er, daß der Bartreiter mit seinem Knecht und einem Stingel gerade damit beschäftigt war, den bereits abgelassenen Weiher auszufischen und schöne Karpfen sind hergegangen, so mit 4 Pfd. ein jeder, und einige Hechten waren auch dabei.

Nach ehrerbietigstem Grusse seitens des Bartreiters lupfte auch Hochwürden den Hut und meinte, das sei ja ein so reicher Fischzug wie der des hl. Petrus im See Genesareth.

Der Bartreiter war auch sehr zufrieden und äußerte mit Verlaub, ob nicht der Herr Pfarrer so einen Karpfen mitnehmen möchte, weil ohnehin heute Fasttag sei, welches selbstlose Anerbieten natürlich sofort freundlichste Aufnahme fand.

Der Bartreiter suchte einen der schönsten Karpfen heraus, gab ihm ein paar Schläge auf den Kopf, was der Karpf

mit einem gurgelnden Laut quittierte, und der Karpf verschwand ohne weitere Umstände in der außergewöhnlich geräumigen, für solche Zwecke sehr geeigneten hinteren Talarrocktasche des Pfarrers, der nun bestens dankend sich rasch aber freundlich verabschiedete und mit langen Schritten die Richtung nach Zweikirchen nahm, da er sich doch länger verhalten hatte und man in Zweikirchen schon zusammenläutete.

Schier atemlos kam er dort an, schlupfte schnell in das Messgewand und waltete mit Ernst und Würde seines Amtes, nämlich der Abhaltung eines stillen Dreißigsten für die verstorbene Emerenzia Bürger.

Kaum aber als das Kyrie vorbei war, fing der Karpf, dessen Lebensgeist wieder erwachten und dem der Aufenthalt in der Rocktasche des Herrn Pfarrers unbequem und ungemütlich wurde, zu schlegeln an, zuerst leise mit zeitlichen Unterbrechungen, dann aber immer schneller, stärker und stürmischer, sodaß die Alba und das Messgewand in eine stark zitternde Bewegung gerieten.

Was tun? Nun hieß es rasch und sicher handeln und der Gräbvogel war ein Mann der Tat.

Mit sicherer Hand griff er nach rückwärts, hob die alba parata und das Messgewand etwas in die Höhe, vergrub die Hand in die hintere Rocktasche und zog den zappelnden Fisch heraus. Dann packte er ihn fest mit beiden Händen und schlug ihn mit dem Kopfe ein paarmal kräftig an die Ecke der steinernen Altarplatte mit den Worten:

„Wart' Euder, ich will dir helfen!“

Dann versenkte er den Karpfen endgültig in das schwarze Grab seiner Rocktasche.



Nun ging es lustig heimwärts und der Pfarrer-Kathl kam der Fisch zum Fasttage gerade recht.

Zur Hälfte blau gesotten mit Kartoffeln und zur Hälfte gebacken mit frischem Feldsalat zierte er alsbald die sonst bescheidene Tafel des hochwürdigen Herrn, der sich in dem Genuße desselben keinen weiteren Zwang antat.

Hernach legte er zufrieden lächelnd seine Hände auf den plenus venter, drehte die beiden Daumen im Kreise und dachte:

„Man möcht' es nicht glauben, was so ein Karpf für ein zähes Leben hat.“

Ein dankbares Tischgebet schloß das reichliche Mahl.



## VI.

## Die Schulprüfung.

Die Schule in Gramelberg war einmal bei der Regierung nicht gut angeschrieben und dabei blieb es, wenn auch mit Unrecht; denn der Herr Lehrer und der Herr Pfarrer als Katechet bemühten sich redlich genau wie anderswo mit größtem Fleiß und Eifer, die Jungen an Geist und Herz zu bilden und zu formen und die Jugend in Gramelberg war nicht gescheiter oder dümmer wie in irgend einen anderen Pfarrdörfel.

Freilich der Lehrer Athanasius Dengler stammte fast aus der napoleonischen Zeit und daß es nach Pestalozzi eine induktive und spekulative Erziehungsmethode gäbe hatte er nur so nebenbei von jüngeren Kollegen gehört.

Seine Kinder lernten Lesen, Rechnen und Schreiben nach der alten Methode gut und richtig und er wußte aus langjähriger Erfahrung, daß ein leises Anziehen der Ohren und in schwereren Fällen eine Applikation mit dem Spanischen eine sofortige Hebung der Aufmerksamkeit und der geistigen Fähigkeiten zu bewirken pflegte.

Der Pfarrer Grahvogl allerdings war auch als Lokalschulinspektor und Katechet ein menschenfreundlicher und guter Herr. So wurden auf Ansuchen oft auch durch Unterstützung der Pfarrerköchin die braven Kinder bei Familien-



festen wie Kindstauen, Hochzeiten, Sterbefällen und Schweineschlachtungen regelmäßig vom Schulbesuch dispensiert.

Und wenn gar die Feldarbeit anging, brauchte man die Kinder so notwendig zum Hüten, Heuen, Ährensammeln und Kartoffelklauben, daß der Herr Pfarrer der der Landwirtschaft vollstes Verständnis entgegenbrachte und seine persönliche Kraft bei der Ernte, beim Dreschen und Mistaufladen in den Dienst derselben stellte, den dringenden Bitten um Schulbefreiung nur zu leicht ein williges Ohr lieh.

Und das nicht etwa wegen kleiner Gegenleistungen, die in der Form von Eiern, Schmalz, Blut- und Leberwürsten oder grünem Schweinernen sich häufig in die Küche des Herrn Pfarrers und Herrn Lehrers verließen und dort eine verständnisvolle Aufnahme fanden.

Und das wußte man in der Regierung, alles; denn Achselträger gab es schon damals auf der Welt und in Gramelberg und Umgebung auch.

Der Referent für das Schulwesen in der Regierung ließ daher eines Tages den Kreis Schulinspektor zu sich kommen zu einer ernstesten Unterredung wegen der Schule in Gramelberg. Er meinte, so könne die Sache nicht mehr weitergehen. Das Staatswohl erfordere überall eine Spitzenleistung in Wissenschaft und Technik, nicht nur auf den Hochschulen sondern auch in der Schule in Gramelberg, was dort mit Rücksicht auf die vielen Schulversäumnisse und mangelhafte Disziplin eben nicht erreicht werde.

Mit der ohnedies treffenden Schulprüfung wäre eine strenge Visitation unter Zuziehung des Kreis Scholarchen

zu verbinden, damit man das Übel an der Wurzel erfassen könne.

„Ganz Ihrer Meinung, Herr Regierungsrat“ sagte der Kreis Schulinspektor und ersterer fügte vertraulich bei, man solle bei dieser Gelegenheit dem nicht mehr zeitgemäßen alten Lehrer schonend die Versetzung in den Ruhestand nahe legen und den Distriktschulinspektor des benachbarten Pfarrdorfes veranlassen, daß er durch ernste Vorstellungen auf seinen geistlichen Mitbruder, den Grahvogl, bessernd einwirke.

„Ganz Ihrer Meinung, Herr Regierungsrat“ sagte der Kreis Schulinspektor und kazenbuckelte zur Bürotüre hinaus.

Die Lokalschulinspektion Gramelberg aber wurde von der bevorstehenden Prüfung nebst Visitation entsprechend verständigt. Der Herr Lehrer machte sich nicht viel daraus. Er sagte nur zu den Kindern, sie sollten recht fleißig lernen, weil diesmal in die Schulprüfung sogar der Herr Kreis Scholarch mitkomme.

Diese den Kindern bisher gänzlich unbekannte Schulautorität regte deren Phantasie mächtig an, bis sie bei wiederholter Aussprache des fremden Wortes endlich die Buchstaben der zwei letzten Silben derartig sinnwidrig verstellten und sich mundgerecht machten, daß ein Wort entstand, das in der in der Schule gebräuchlichen Nomenclatur einfach vollständig unbekannt ist.

Den Grahvogl aber regte die Angelegenheit gewaltig auf. Den etwas hochfahrenden Kreis Schulinspektor konnte er so nicht recht leiden, auch den Herrn Bezirksamtmann nicht, der einer anderen christlichen Religion angehörte



und beim Schulgebet allemal zum Fenster hinauschaute; auch wegen des Entscheides in der Baulaftangelegenheit war der Herr Pfarrer noch verschnupft.

Den Distriktschulinspektor dagegen, der überdies ein alter Studienfreund von ihm war, schätzte er wegen seiner Ehrlichkeit und Offenheit mit aufrichtiger Hochachtung.

Daß aber bei dieser Gelegenheit der Kreisarch dabei sein sollte, beunruhigte ihn sehr und ließ ihn einen feindlichen Angriff vermuten. So kam er am Spätmachmittag vor dem Prüfungstage zum Erstaunen des Kommandanten, Försters und Annerbauern nicht einmal in das Wirtshaus zu dem alltäglichen Tarok mit darauffolgendem Bieraushandeln sondern er wanderte sinnierend im Dorfe umher, grantig und ruhelos.

So kam er an einer munteren Kinderschar vorbei, die an der Straße damit beschäftigt war, in der Erde herumzuwühlen, diese mit aus dem Straßengraben entnommenen Wasser flüssig zu machen und aus dem Brei verschiedene räthelhafte Gebilde zu formen. Es waren Knaben und Mädchen der untersten Schulklasse, aber auch noch kleinere Buzerln und Zwackerln, die sich alle beeilten, dem hochwürdigen Herrn Pfarrer ihre Händchen mit den deutlichen Spuren der ernstesten Arbeit darzureichen.

Dem freundlichen Herrn gefiel das wohl und er fragte die Kleinen, was sie denn da eigentlich machten.

„Eine Kirche bauen wir“ jubelten sie einstimmig und der Herr Pfarrer meinte gütig, das sei recht schön und gut, aber wo wollten sie denn dann den Pfarrer zu der Kirche hernehmen. Da erwiderte der kleine Krammer Simmerl treuherzig: „Wenn uns noch a Bissel a Dreck

übrig bleibt, machen wir schon noch an Pfarrer auch draus.“

Im ersten Augenblicke wurde der Seelenhirte schon krebsrot, dann aber lachte er selber herzlich und dachte: Kinder und Narren sagen die Wahrheit; unser Herrgott hat auch den Adam aus Lehm geformt.

Mit Gottesgruß verließ er die emsigen Kleinplastiker.

Am andern Morgen gings lebhaft zu in Gramelberg. In aller frühe hüpfen die Jungen aufgeregt aus den Federn, um von der sorgsamen Mutter nach längerer Zeit wieder einmal gründlich gewaschen und durchgekämmt zu werden. Das beste Gwandl wurde aus dem Kasten geholt und die feinste Schürze der Lade entnommen; denn jede Mutter möchte doch das schönste Kind haben.

Die Schiefertafeln wurden sauber gepuzt, mit einem neuen Schwamm an einem blauen Bande geziert und die Griffeln scharf gespitzt, daß es durch Mark und Bein ging; jedes Büchlein wurde mit einem neuen himmelblauen Einband wohl versehen.

Schließlich reinigte die Mutter mit ihrem Schurze jedem Kleinen nocheinmal gründlich die Nase und besprengte ihn mit einigen Tropfen Weihwasser; dann ging es fort in das Schulhaus, dessen äußere Schäden heute mit blühenden Orleanderbäumchen geschickt verdeckt waren.

Inzwischen war die hohe Prüfungskommission zweispännig in das Dorf hereingefahren unter lästigem Hundegeklaff. Sie stieg beim Metzgerwirt ab, während der Distriktschulinspektor zu Fuß des Weges kam und bei seinem Freund Brahvogl im Pfarrhof herzliche Aufnahme fand, sogar auch seitens der Kathl.



Nachdem der Herr Lehrer im schwarzen Bratenrod die Empfangszeremonien mit Ruhe und Sicherheit beendet hatte, begann die feierliche Prüfung.

Rechnen und Schreiben gingen vorzüglich vorüber, so daß dem Kreischulinspektor unfluger Weise einigemal das Wort „gut, brav“ entschlüpfte, was ihm jeweils einen strafenden Blick des Herrn Kreischolarchen eintrug; denn heute durfte einmal in der Schule Gramelberg nichts zusammengehen.

Auch beim Lesen hätte nichts gefehlt, wenn nicht gerade der Ziegler Wastl aufgerufen worden wäre, dessen Bibel infolge leichtsinniger Behandlung in schlimmer Verfassung war, weil er bei dem häufigen Gebrauche derselben da und dort ein Blatt herausgerissen und verloren hatte.

So las er denn über die Erschaffung der Eva: „Und Gott der Herr baute aus der Rippe, die er von Adam genommen, ein Weib und führte sie zu Adam. Als Adam sein Weib sah, sagte er zu ihr: „Kehre um und gehe heim in das Land und an den Ort, wo du geboren bist.“ So ging es nämlich auf der nächsten Seite oben weiter, weil gerade ein Blatt herausgerissen war. Denn die Worte „Kehre um u. s. w.“ hat nach Moses I cap 32 der liebe Gott einst zu Jakob gesprochen.

Nach diesem unliebsamen Vorkommnis meinte der Herr Kreischolarch, es komme nicht so sehr auf das Eingelernte an, sondern man müsse die geistige Entwicklung der Jugend als ganzes im Auge behalten und die Kleinen zu eigenem Nachdenken über Dinge ihrer nächsten Umgebung erziehen, wozu namentlich der Anschauungsunterricht eine vorzügliche Handhabe bietet.

Zur Probe fragte er einen ganz Kleinen mit aller Güte: „Nun Kleiner, was hat zum Beispiel der Ochs am Kopf?“ Keine Antwort, nur eine verlegene Unruhe des Befragten. Zur Erleichterung der Lösung der Frage hielt der praktische Schulmann seine beiden offenen Handflächen links und rechts an seinen Kopf hin, schob dieselben zugleich mit den beiden Achseln in die Höhe und fragte wieder sanft aber eindringlich: „No, was hat der Ochs am Kopf?“

„Zwoa Händ“, erwiderte endlich der Kleine mit scheuem Blick und weinerlicher Stimme. Darob ein mahlitöses Lächeln der an der Frage nicht beteiligten übrigen Mitglieder der Prüfungskommission.

Nach dieser demonstratio ad oculos kam der Grahvogl als Katechet an die Reihe. Da fuhr ihm die Erinnerung an die Kleinplastiker von gestern durch den Sinn und er erhoffte sich eine richtige Antwort, wenn er eine mit ihrer gestrigen Beschäftigung zusammenhängende Frage stelle.

Rasch entschlossen fragte er den kleinen Krammer Simmerl: „Wie hat Gott den ersten Menschen erschaffen?“ Keine Antwort.

Er sagte:

„Der Nächste“. Keine Antwort.

„Der Nächste“. Wieder keine Antwort.

Jetzt wurde der Herr Katechet fuchsteufelswild. Er warf den Katechismus auf die Bank hin und sagte in erregtem Tone zu seinem Freunde, dem Distriktschulinspektor: „Geh i mag nimmer, Inspektor frag du aus!“ Und die Prüfung war auch aus.

Die Prüfungskommission verließ mit wichtiger Miene das Schulhaus und der Herr Bezirksamtmannt sagte beim



Abschied zum Herrn Pfarrer: „Nicht recht zufrieden, wird ohne Notat nicht abgehen.“ Er murmelte weiter: „qualis rex, talis grex“, was der Herr Pfarrer mit seinen bescheidenen lateinischen Kenntnissen nicht sofort begriff. Er war aber froh, als die Herren wieder zum Dorfe hinausfuhren und hat ihnen lang nachgeschaut. Dann hat er angefangen den lateinischen Spruch zu übersetzen: „qualis rex“ wie der Hirte, dös bin i, „talis grex“ so die Herde, dös san dö dumma Schulbub'n.“

Jetzt hat er sich auskennt der Grahvogl und er hat dem Herrn Bezirksamtmanu in die weite ferne noch nachgerufen: „Wart' nur du damischer, lutherischer Zipfel.“

Sein Freund, der Distriktschulinspektor, hat gelacht, den Pfarrer getröstet und gemeint, die da in der Stadt drin dürften froh sein, wenn er überhaupt noch einen Katecheten mache, da er ja nicht einmal dafür bezahlt werde.

Der Herr Lehrer aber ist bald darauf unter Anerkennung seiner mit Treue und Eifer geleisteten Dienste in den Ruhestand versetzt worden, trotz seiner zum Teil noch unversorgten Kinder.. Er hat bald darauf zu kränkeln angefangen und wie es zu herbstellen begann ist sein edles Herz allmählich erkaltet.

Man hat ihn hinausgetragen und der Herr Pfarrer hat eine schöne Grabrede gehalten, so daß alles ergriffen war. Man hatte den guten Athanasius eben zu gerne und man sagte sich, daß ihm die Pensionierung das Herz abgestoßen habe und wegen des Vierteljahres, das er noch lebte, hätte das doch auch nicht so gepreßt.



## VII. Rache.

Die verunglückte Schulprüfung in Gramelberg hatte ihre alsbald in die Erscheinung tretenden, selbstverständlich recht unangenehmen Folgen. Ein ganzer Wolkenbruch von gepfefferten Verwarnungen, Notaten und Entschuldigungen ging unter Blitz und Donner auf die Lokalschulinspektion und auf den armen, völlig unschuldigen Lehrer Athanasius Dengler nieder.

Während der Letztere sich zu Tode grämte, brütete der Pfarrer Grahvogel in seinem sonst so sonnigen, harmlosen Herzen finstere Pläne der unchristlichen Rache. Die Rache ist mein, ich will sie vergelten, dachte er sich und er zermarterte sein Gehirn vergeblich, bis er seine fruchtlosen Gedanken in dem Troste zusammenfaßte: „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben.“

Inzwischen revidierte der Kreisschulinspektor mit gewissenhafter Sorgfalt und Genauigkeit die Schulversäumnislisten von Gramelberg, jedesmal hocheifrig, wenn er einen besonders eklatanten Fall unentschuldigbarer Schulversäumnis feststellen konnte. Es war dies eine höchst erspriessliche, statistische Arbeit und Statistik ist und bleibt einmal die Seele des Staates; denn wenn sie wahr wäre, gäbe sie ein unfehlbares, deutliches Bild nicht nur von



dem gesamten Seelen-, Geistes- und Wirtschaftsleben der Staatsbürger sondern auch von allen Lebens- und Produktionsverhältnissen der Fauna und Flora im Himmel und auf Erden. Kurz in der Statistik steht eben alles, was man hinein schreibt und was nicht darin steht, das gibt es überhaupt nicht auf der Welt.

Endlich war er fertig der Kreis Schulinspektor mit seiner Arbeit. Nun gab es erst recht eine große Fackel an die Lokalschulinspektion Gramelberg. Schon formell ging die Sache nicht in Ordnung. Als Tag der Versäumnis war ganz sinnwidrig häufig der Tag der Geburt des Schulkindes angegeben, männliche und weibliche Kindlein waren verwechselt und zur Bezeichnung der Religion stand bei dem Sohn des Försters in ganz frivoler Weise das Wort „a Preuß“, womit wohl angedeutet werden sollte, daß der Sohn des Försters wie dieser selbst lutherischen Glaubens sei.

Dann wurde weiter gesagt, daß das schlechte Resultat der Schulprüfung zweifellos auf die überaus zahlreichen Schulversäumnisse zurückzuführen sei, ferner daß wegen der ungemein lässigen Behandlung der Verfehlungen der ernsteste Tadel veranlaßt sei, weiter, daß diesbezüglichen Schulbefreiungsgesuchen oder gar venientem Berechnen in Zukunft mit aller Strenge entgegengetreten werden müßte und die betreffenden Eltern in die Schulstizung vorzuladen und auf das Ungefesliche ihrer Handlungsweise nachdrücklichst hinzuweisen seien und endlich, daß über die getroffenen Maßnahmen sofort eingehender Bericht zu erstatten sei.

Der Herr Pfarrer las das wenig freundliche Schreiben mit offensichtlichem Ärger, verweigerte Mittags sogar die

Nahrungsaufnahme seines Lieblingsgerichtes, nämlich Leberknödel mit Schweinernem und Kraut, und begab sich brummend in die pfarramtliche Registratur, um sich in das Studium des ominösen Aktenstückes zu vertiefen.

Dortselbst standen in einer alten Stellage, die mit Akten und Kirchenbüchern vollgepfropft war, ganz unten noch zwei Fächer leer. Der Pfarrer überschrieb zwei Aktendeckel in großen Hausbuchstaben mit den Worten: „Nasalia I, Nasalia II“ und nagelte die Aufschriften über die beiden leeren Fächer. Das erste sollte augenscheinlich zur Aufbewahrung der zahlreichen, bereits vom Ordinariat erteilten Nasen dienen, die er aus den übrigen Fächern sorgsam zusammensuchte, das zweite war zur Aufnahme gleichartiger Aktenprodukte bestimmt, die ihm von der Regierung und Bezirksamt im Laufe der Zeit in gesegneter Fülle zugestellt worden waren. Dann war er wieder guter Dinge der Herr Pfarrer und er pfiff vergnügt das ewig schöne Studentenlied: „Da schreibt mit finstern Amtsgesicht u. s. w.“ Dann setzte er den Tag der Schulstizung fest.

Inzwischen hatte sich der Schulkinder besitzenden Bevölkerung in Gramelberg eine gewaltige Aufregung bemächtigt, da wieder die Zeit der Ernte gekommen war und Pfarrer und Lehrer entgegen der bisherigen Gewohnheit mit scheinbar unnachsichtiger Strenge auf dem regelmäßigen Schulbesuch bestanden. So kam es in der Schulstizung zu heftigem Meinungs-austausch, Vorstellungen und Gegen-vorstellungen, so daß der Herr Bürgermeister mit der ganzen Wucht seiner wohlbeleibten Persönlichkeit des öfteren versöhnend und vermittelnd eingreifen mußte.

Besonders kritisch und aufgeregt war der Tagelöhner und Brunnenmacher Pfeifferl, der, obwohl er jährlich nur



ein Schwein füttern und zur Kirchweih schlachten konnte, dennoch wegen derartiger Familienfeiern zehn Schulversäumnisse aufzuweisen hatte. Er schimpfte und polterte und als er gar von eventueller Bestrafung und Eingesperretwerden hörte, entschlüpfen ihm die grimmigen Worte: Das ganze kgl. Bezirksamt mitsamt dem Kreis scholarchen und Kreis schulinspektor kann mich am — Buckel kratzen.“ Eigentlich hat er anders gesagt der Pfeifferl.

Nachdem sich die nicht gerade übermäßige Aufregung über diese Ungehörigkeit gelegt hatte, weil man ja den Pfeifferl nicht besonders ernst nahm, hob der Pfarrer die Schulitzung auf, während um seine Mundwinkel für einen Augenblick ein ganz außergewöhnliches, fast dämonisches Lächeln zuckte. Dann aber setzte er sich zu Hause hin, nahm einen Bogen extrafeines, weißes Papier und schnitt sich eine neue Kielfeder zurecht, um den angeordneten, sofortigen Bericht an das Bezirksamt zu erstatten. Und er schrieb ihn mit tadelloser Schrift und mit einer Lust und Liebe wie solche Berichte für gewöhnlich nicht geschrieben zu werden pflegen.

Er malte langsam und bedächtig auf der ersten Seite ganz oben Gramelberg und das Datum hin und darunter in die Mitte: „An das kgl. Bezirksamt“; ferner auf die linke Seite den Betreff. Dann ließ er den übrigen Raum auf der ganzen ersten Seite respektvollst frei bis ganz unten auf die letzten zwei Zeilen, auf die in lapidaren Buchstaben lediglich noch folgende Worte zu stehen kamen: „Das ganze kgl. Bezirksamt mitsamt den Kreis scholarchen und Kreis schulinspektor kann mich am — Buckel kratzen.“ Eigentlich hat er anders ge-

schrieben der Herr Pfarrer, nämlich genau so wie der Pfeifferl in Wirklichkeit gesagt hatte.

Erst auf der zweiten Seite ging dann der Bericht weiter: „so sagte gestern der Tagelöhner Pfeifferl in öffentlicher Schulitzung.“ Dann führte der Herr Bericht-erstatte den ganzen Verlauf der Schulitzung gewissenhaft des näheren aus mit heuchlerischer, sittlicher Entrüstung über die höchst ungehörige Einladung des Pfeifferl; er führte auch aus, daß die eingerissene Mißachtung der Schuldisziplin ein arger Saustall wäre, in den sich die hohe Regierung und das Bezirksamt mit allem Nachdruck hinlegen mußte. Schließlich unterzeichnete er das Elaborat mit „gehorsamster Grahvogl.“

Je eine Abschrift für den Kreis scholarchen und Kreis schulinspektor fertigte er eben so gewissenhaft an, um auch diesen beiden nichts vorzuenthalten. Die drei einzeln verpackten Schreiben übergab er dann eigenhändig dem Postboten zur sicheren Weiterbeförderung unter Beifügung eines Sechlers als Extra-Trinkgeld.

Am andern Tage just um die Zeit, als der Pfarrer in der Wohnstube mit den Ehehalten bei Rettich und Nachbier Brotzeit machte, öffnete der Herr Bezirksamtman in seinem Büro das Schreiben der Lokalschulinspektion Gramelberg mit einer gewissen Neugierde. Er las aufmerksam die erste Seite, dann wischte er sich die Augen aus, setzte eine mächtige Hornbrille auf seine stark semitische Nase und las wieder; dann gab es ihm einen gewaltigen Riß, er sprang auf wie von einer Viper gestochen und warf das Schreiben entrüstet auf den Tisch hin mit den Worten! „Jetzt eine solche Unverschämtheit ist mir doch



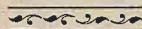
noch nie vorgekommen." Dann schaute er zum Fenster hinaus und trommelte erregt mit den Fingern an den Fensterscheiben.

Ein Blick auf die Unterschrift des Schreibens bestätigte ihm ohne weiteres den Verfasser. „Natürlich wieder der Grahvogel, nur dem ist so etwas zuzutrauen. Dem werde ich aber helfen das gibt eine Klage wegen Amtsbeleidigung," murmelte er ergrimmt. Dann nahm er das Schriftstück wieder in die Hand, blätterte jetzt erst um und las mit verdutzter Miene: „so sagte gestern der Tagelöhner Pfeifferl in öffentlicher Schulstunde."

Jetzt mußte der gestrenge Herr Bezirksamtman selber lachen und er dachte: „Grahvogel, Grahvogel, dich kenn ich am Gesang, ich weiß schon, wenn und was du meinst." Der Kreisarch und Kreisarchinspektor sollen einen ähnlichen Eindruck bei der Lektüre des Berichtes gewonnen haben.

Der Herr Bezirksamtman las nun aufmerksam den ganzen Bericht und schrieb nach eingeholtem Einverständnis der beiden anderen Schulpotentaten darauf: „Nach Kenntnisaufnahme als erledigt zu den Akten."

Und die Sache war auch erledigt; denn der Pfeifferl litt amtsbekannt etwas an delirium tremens und so empfindlich war man in früherer Zeit überhaupt nicht, als wie heut zu Tage in unserm nervösen Jahrhundert.



## VIII.

## Per pedes apostolorum.

Heute ist Firmung in der Stadt, das erstmal gespendet von dem neuernannten Episkopus. Schon gestern ist der Herr Erzbischof von Freising kommend, vom Bürgermeister und einigen Magistratsräten der Stadt auf der Landstraße empfangen und eingeholt worden, wobei zwölf Herren des Rennvereins hoch zu Ross das Ehrengeleite gaben und alle Glocken haben bei dem feierlichen Einzug geläutet.

In der Stadt aber herrscht heute ein Leben und Treiben wie in einem Ameisenhaufen.

Seit aller Früh rasseln ganze Leiterwägen, mit Girlanden, Tannenreisig und Blumen geschmückt, und zahlreiche Bauernfuhrwerke von allen Seiten in die Stadt herein.

Die kleinen Wägelchen sind sauber gepußt, frisch gepolstert und lackiert, die schwarzen Dächer fest eingefettet und die Pferde traben in dem nickelplattierten Riemenzeug gar stolz einher.

Darum sitzen auch der Herr Göd mit schwarzem Samthut und schwerer silberner Uhrkette und die Frau Göddin mit dem langen, seidnen Kopftuch und goldener Broche vornehm und breit im Wagen, so daß die dazwischen sitzenden Godeln fast ganz verschwinden.

Der Hausknecht und der Vizehausl haben es gerade notwendig mit dem Ausspannen und der umsichtigen Aufstellung der Wägen, die fast schon die ganze Straße versperren.



Bei den Geschäftsleuten blüht aber heute der Weizen und nicht etwa nur bei den Bäckern, Bräuern und Metzgern; denn der Godl bekommt heute eine silberne Uhr, damit er alle fünf Minuten schauen kann, wieviel Uhr es ist, und daß er alle Viertelstunden etwas zum Aufziehen hat; und die Godl wird mit einem goldenen Herzerl an feingegliedertem Kettchen beschenkt oder sie bekommt schöne, goldene Ohrringerl; an den Händen des Goldschmiedes fleht Blut vor lauter Ohrringel-Stecken.

Rosenkränze, Gebetbücher, Heiligenbilder, Statuen und sonstige Devotionalien aller Art sind überall zur Schau gestellt und die Auslage von Lebkuchen, Süßfrüchten und von Wespen belagerten Süßigkeiten in den zahlreichen aus Latten gefertigten Ständen in der Nähe der Kirche regen die Kauflust der heute ausnahmslos noblen Landbevölkerung mächtig an.

An den Kirchentüren kann man sich noch dazu um ein Fünferl in den Besitz des wohlgetroffenen Kontrefeis des hohen Kirchenfürsten setzen.

In der Kirche hat es freilich lang, übermäßig lang gedauert.

Aber endlich ward das letzte pax tecum gesprochen und in hellen Haufen drängt nun die gläubige Menge zur Kirche heraus, die lieben, kleinen Mädchen wie weiße Osterlämmlein und darunter gemengt wie das Unkraut im Rosengarten die fecken Buab'n, die Schlegeln.

Der Göt hat schon einen respektablen Durst bekommen und die Göttin und Godln einen Mordshunger.

Darum ist der Göt mit seinem Godl gleich auf das nächste Wirtshaus zugesteuert, während die Göttin mit

ihrem Godl zuerst beim Lebzelter mit Meth und Lebkuchen und dann beim Konditor mit anderen Süßigkeiten wohlverdiente Erholung und Stärkung sucht, bis schließlich sich alles beim gemeinschaftlichen Mittagstisch wieder zusammen findet.

Für ungetrübte Freude und Lustbarkeit gibt es heute keine Grenzen, wenn auch da und dort der hl. Ulrich sein Opfer verlangt, was nur eine vorübergehende Störung des allgemeinen Wohlbefindens bedeutet.

Inzwischen vereinigte ein Liebesmahl im Pfarrhof den leutfeligen Erzbischof mit der Geistlichkeit des Ruralkapitels; aber der Pfarrer von Gramelberg war diesmal nicht dabei, weil für seine Pfarrgemeinde die Firmung nach der Reihenfolge erst in zwei Jahren zu erteilen war.

Und das war dem Grahvogel recht; denn bei aller Achtung für die Eminenz, den Herren Erzbischof, hatte er doch für denselben keine besonders herzlichen, persönlichen Sympathien.

Sie kannten sich zwar bestens von Jugend auf, da sie beide im Klerikalseminar in Freising miteinander studierten, freilich mit verschiedenem Erfolge.

Blasius Scherer, wie sich die Eminenz damals benamste, war ein intelligenter, fleißiger Student und ein schlauer, diplomatischer Kopf. Er konnte die unregelmäßigen Zeitwörter sogar von rückwärts herein aussagen, sodaß der Professor einmal meinte: „Unser Blasi ist ein Doktor quasi.“

Der Sebastian Grahvogl dagegen trieb gerne Musik, Zeichnen, Botanik und sonstige brotlose Künste und in der Mathematik hatte er einen Bomben-Vierer.



Später wurde er, wie wir wissen, ein fescher Korpsstudent, während der Blasi seine Studien am Lyzeum mit vollem Erfolg vollendete.

So entfremdeten sie sich allmählich und als gar der Wasfl von seinem Studienfreund die erste erzbischöfliche Nase gewidmet erhielt, erlosch das letzte, flackernde Fünkchen der Freundschaft gänzlich.

Aber zur Firmung ist der Grahvogl doch auch in die Stadt gegangen.

In der Zeitung, die das Motto trug: „für Wahrheit, Recht und gesetzliche Freiheit“ stand, daß es aus Anlaß der Firmung heute beim Balsbräu hochfeinen Bock nebst prima selbstgemachten Weiß- und Bratwürsten gäbe, und da hat sich der Herr Pfarrer gedacht, daß man in Gramelberg so das ganze Jahr kein besonderes Vergnügen habe und es gut sei, einmal die Lebensgeister in der Stadt etwas aufzufrischen.

Er hat seinem treuen Feldmann gepfiffen und ist kreuzfidel mit ihm zeitig der Stadt zugewandert.

Es war ein herrlicher Tag anfangs Juni, schön sonnig und warm und doch so frisch im leise flüsternden Morgenwinde.

Der Herr Pfarrer hat gesungen und gepfiffen und mit seinem Stock ab und zu einen Lusthieb gemacht und der Feldmann hat jeden Boschen durchschnüffelt und jedes Wasserl aufgesucht.

Es war ein lustiges Wandern.

Beim Wallfahrtskircherl „zum Bründl“, das auf grünen Rasen hingebettet, von mächtigen Baumkronen überschattet,

zu stillem Frieden und träumerischen Nachdenken einladet, machte der Hochwürdige Herr kurze Rast, betete andächtig ein paar Vaterunser und warf dem halbblinden Bettler ein schönes Almosen in den Hut, was dieser mit einem dreimaligen „Vergelt's Gott“ bedankte.

Dann ging es hinein in das Gewirbel der Stadt.

Um die Firmung hat sich der Pfarrer nicht weiter gekümmert, sondern er ist gleich dem Balsbräu zugesteuert, um seinen vorgefaßten Plan eines ausgiebigen Frühchoppens zu verwirklichen.

Nach reichlichem, nicht übermäßigen Genuße, spazierte er in bester Laune in der Stadt herum, besuchte seinen guten Freund, den Guardian Amandus im Franziskanerkloster, und machte sich dann auf den Heimweg über die alte, steile Burgstraße hinauf.

Jetzt wurde ihm recht warm dem Herrn Pfarrer.

Der Bock war halt doch hübsch stark gewesen und die Sonne brannte unbarmherzig heiß in die enge, von steilen Höhen eingeschlossene Burgstraße hinein, sodaß dem Seelenhirten dicke Schweißtropfen auf der Stirne standen.

Er zog den langen Rock und die dicke Weste aus und legte beide über den Arm; weil es in dem Hohlweg arg schmutzig war, zog er auch die hohen Schafstiefel aus dann steckte er ein paar Feuernagerln hinter das Ohr, trug Hut, Rock, Weste und Stiefeln in der Hand und keuchte das Haupt gesenkt den Berg hinan.

Da kam ihm, dem Ahnungslosen, eine zweispännige, elegante Chaise entgegen.

Er trat soweit möglich zur Seite, sodaß der Wagen hart an ihm vorbeifuhr.



In dem Wagen aber saßen — der Herr Erzbischof mit seinem Sekretär, die eben die alte Burg mit ihren Sehenswürdigkeiten besichtigt hatten.

Die Eminenz erkannte sichtlich erfreut den sprachlos dastehenden Grahvogl sofort, ließ anhalten, reichte ihm freundlich die Hand und sagte herablassend: „Grüß Gott, mein lieber Grahvogl, wie geht es dir?“

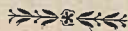
Dann aber meinte der Herr Erzbischof im väterlichem Tone weiter, daß das Äußere des etwas derangierten Seelsorgers denn doch nicht ganz der Würde eines Priesters entsprechen dürfte.

„Ja, ja Eminenz,“ sagte der Grahvogl darauf „aber woast Blasi, unser Herr und seine Apostel san a net Chaisen g'fahr'n, sondern sauber z' Fuß ganga.“

Der Herr Erzbischof machte ein Gesicht, wie wenn er ein paar Pfefferkörnln geschluckt hätte, und befahl weiterzufahren.

Der Andere ist stillvergnügt seinen beschwerlichen Weg weiter gegangen und wie er von der Höh' aus in weiter ferne sein liebes Dörfli erblickte dachte er bei sich, daß er eigentlich doch lieber Pfarrer in Gramelberg sei, als im Domkapitel ein scribifax.

Wie aber der Herr Erzbischof in sein Palais zurückgekehrt ist, hat er sich den Personalakt des Grahvogl geben lassen und hat in der Rubrik „außerdienstliches Verhalten“ mit Bleistift notiert: „Homo rusticus ad majora non aptus.“



## IX.

## Kirchenlatein.

Latein ist und bleibt eine tote Sprache, weil sie eben nicht mehr gesprochen wird. Aber sie ist heute noch der beste Schlüssel zur höheren Wissenschaft, Nektar und Ambrosia für das Gefäß der Weisheit, nämlich den Altphilologen und was nicht mit lateinischem Senf gewürzt ist, schmeckt schal und leer wie eine ungesalzene Suppe oder wie magerer Käse.

Auch die Kirche kann dieses Sprachidiom nicht entbehren, schon deshalb nicht, weil die Messbücher lateinisch geschrieben sind, und wenn der Ministrant auch nicht versteht, was er beim Gottesdienst respondiert, so ist das gleichgültig; denn lateinisch ist es einfach doch.

Der Pfarrer Grahvogl hat sich früher seine Ministranten selber hergerichtet, dann aber hat er das aufgegeben, weil er die nötige pädagogische Geduld nicht besaß und manchmal auch etwas jähzornig war, was den gedeihlichen Unterricht ungünstig beeinflusste; er überließ dann die wenig erspriessliche Tätigkeit dem ruhigeren Lehrer Athanasius Dengler, der seinerzeit auch ein paar Lateinklassen, wenn auch mit bescheidenem Erfolge, abgesehen hatte.



Der Pfarrer selbst aber verstand es, für seine persönlichen Zwecke lateinisch oft so frei zu übersetzen, daß die scheinbar tote Sprache wieder Leib und Leben annahm und zur kurzen und bündigen Verständigung zwischen Pfarrer und Ministranten sogar sehr wohl verwendet werden konnte, was unter den gegebenen Umständen auch notwendig war.

Der Pfarrer hat nämlich für sein Leben gern a bisserl geschnupft.

Der Napoleon hat geschnupft, wenn er eine große Schlacht gewinnen wollte und der Schiller hat, als er das Gedicht „Die Poesie des Lebens“ schrieb, auch oft in die Dose gelangt, um den geistigen Schwung zu erhöhen.

Warum sollte der Grahvogl nicht auch schnupfen.

Freilich eine eigene Dose hat er damals nicht führen dürfen wegen des energischen Widerspruches der Jungfrau Kathl, aber wenn er so Gelegenheit hatte, bei einem seiner Bauern „a Schnüpsl Tabak“ zu erwischen, so konnte er sich diesen Herz und Geist erfrischenden Genuß niemals versagen und die Bauern empfanden das diesbezügliche Verlangen sogar als eine besondere Ehre.

Diese Gelegenheit war aber eine sehr häufige, sodaß das Schnupfen für den Herrn Pfarrer zu einer eisernen Gewohnheit wurde.

Dazu gab es auch in Gramelberg Schnupftabak gerade genug; denn in der nahe gelegenen Kreishauptstadt war echter „Waldler Schmalzler“ in jeder Menge und vorzüglichster Qualität um billiges Geld jederzeit erhältlich.

Die besser Situierten bevorzugten die Spezialmarke „fresko.“

Daher führte so ziemlich jeder Bauer in Gramelberg und Umgebung sein Glasl „Schmai“ bei sich in großem oder kleinem Format, bauch- oder birnförmig, in glatttem oder geripptem Glase, einfarbig oder gesprenkelt mit herrlichen Farben und Fäden durchzogen.

Der Wastlbauer hatte sogar einen silbernen Stopfsl darauf zum Verschlusse des aromatischen Genußmittels, während bei den anderen Sportsgenossen meistens das Ende eines Eichkatzschwänzchens diesem Zwecke diente.

Beim Metzgerwirt lag zur Benützung seitens der werten Gäste in splendor Weise ein Glasl auf in der Größe von einem kleinen Milchmaidling.

Aber wie jede süße Gewohnheit so wuchs sich auch diese für den Seelenhirten nach und nach zu einer kleinen Schwäche aus.

Denn kaum waren jeweils die nasalen Bedürfnisse des Hochwürdigen Herren befriedigt und allenfallsige Rückstände mit einer leichten Handbewegung beseitigt worden, als sich die Sinneslust immer wieder regte und nach Wiederholung des Genußes verlangte.

Dieses Verlangen machte sich aber besonders störend bemerkbar bei der oft sehr langen Dauer des Pfarramtes, da die Entfernung zwischen dem Altar und den Schmai besitzenden Bauern eine ziemlich erhebliche war und jeden-



falls jede persönliche Kommunikation einfach unmöglich machte.

Aber der praktische Grahvogl wußte sich auch in dieser Situation sicher und erfolgreich auf einfache Art zu helfen und zwar vermitteltst der toten, lateinischen Sprache.

„Du Sepperl“ sagte er eines Tages zu seinem Leibministranten „wenn ich mich allemal umkehre und sage: „dominus vobiscum“, dann brauchst du nicht darauf zu antworten „et cum spiritu tuo“; das sage ich nachher schon selber. Für dich heißt das nur soviel, als daß du hintri gehen und mir a Schnüpf Tabak holen sollst, beim Wastelbauern oder wer sonst gerade da ist. Darnach tragst du das Glas wieder zurück, hast mich verstanden.“

Der Sepperl hat dieses Latein ohne weiteres begriffen und es wurde so gehalten, wie es der Herr Pfarrer wünschte; denn er erhielt auf diese Weise in ziemlich regelmäßigen Zwischenpausen sein Schnüpf.

Freilich drehte er sich häufiger zu dem Grusse des Herrn um, als es gerade nach der liturgischen Vorschrift notwendig gewesen wäre.

Nur einmal trat eine kleine vorübergehende Störung in dieser drahtlosen Telegraphie ein.

Der bisherige Leibministrant wurde nämlich in Folge seines vorgerückten Alters unter dankbarer Anerkennung des bisher Geleisteten seiner Funktion enthoben und ein

neuer wurde vom Herrn Lehrer mit großem Aufwand an Zeit und Geduld zur endlichen Zufriedenheit des Herrn Pfarrers herangebildet und abgerichtet.

Natürlich verschwieg der Athanasius Dengler dem gelehrigen Jungen die beim dominus vobiscum eingeführte Übung des Schmalzlerholens und der Hochwürdige Herr dachte im Drang der Geschäfte auch nicht daran, den Ministranten dahin zu instruieren, daß bei ihm in ganz freier Übersetzung „dominus vobiscum“ so viel heiße wie „Hol mir a Schnüpf Tabak.“

Als der neue Ministrant das erstmal offiziell in Tätigkeit trat, drehte sich im Verlaufe der heiligen Handlung der Pfarrer nach Vorschrift um, breitete die Hände aus und sagte:

„dominus vobiscum“,

worauf der Ministrant vorschriftsmäßig respondierte:

„et cum spiritu tuo.“

Der Herr Pfarrer aber sagte leise zum Ministranten: „Esel dummer, hol mir a Schnüpf Tabak, hoast dös.“

Dann fuhr er gelassen weiter: „oremus“.

Als sich aber der Herr Pfarrer das zweitemal umdrehte, wußte der Ministrant, was er zu tun hatte und er ging auf dem Wastlbauer zu, um das Verlangte zu holen und der wiederhergestellte, ordnungsmäßige Zustand wurde seitdem nicht weiter mehr gestört.



Der Grahvogel erhielt wieder seine ordnungsmäßigen Prisen und die kleine, angenehme Erregung, die ein Gefühl allgemeinen Wohlbefindens bei ihm auslöste, wurde ihm seitens seiner dankbaren Pfarrfinder herzlichst vergönnt.



## X.

## Der Umgang.

„In Gottes Segen ist alles gelegen;“ das weiß niemand besser als der Bauer. Darum sind das Schaueramt, der Flurumgang und gar der Prangertag besonders wichtige Ereignisse hier zu Lande und auch in Gramelberg.

Freilich ist die Prozession nicht so feierlich wie in der Stadt, wo eiserne Ritter an der Spitze reiten, wo Hartschiere mit Sporen aber ohne Roß und die Herrn Beamten in scheinbar von echtem Gold strotzenden Uniformen mitgehen und alle möglichen Innungen und Bruderschaften, ja sogar das Militär den Festesglanz erhöhen.

Die prächtigen kirchlichen Ornate, Fahnen und Statuen, die langgezogene Blechmusik mit Ziehposaunen und Pauken fehlen auf dem Lande auch zumeist.

Dafür aber umweht Gottes freie Natur den einfachen Umgang und ein wirklich dankbares Völkchen zieht aufrichtig betend durch die lachenden Fluren und wogenden Saaten.

Die letzten Orgeltöne durchfluten den kleinen, mit frischen Birken geschmückten Raum der Kirche; dann treten vier alte Männer, in weiße, mit Goldborten verbrämte Mäntel gehüllt, an den Traghimmel, stärken sich noch an einer herumgereichten kräftigen Prise, dann heißt es: „Auf geht's“.



Die vier Stangen werden herausgehoben und der Traghimmel wird unter dem Altar in Stellung gebracht, bis der Celebrant mit der goldstrahlenden Monstranz, dem Sinnbilde der alles belebenden Sonne, unter den Baldachin tritt.

Der Zug setzt sich langsam in Bewegung.

An die Spitze tritt ein kräftiger Bursche, der mit Kraft und Geschick ein kleines Fähnlein an einer hohen Stange balanciert; dann kommen die Knaben mit Kerzen oder Blumensträußchen in den Händen; vier derselben tragen jeder eine rotangestrichene Stange mit einer Holztafel, auf welcher, grausam anzuschauen, blutrünstig je die rechte und linke Hand und der rechte und linke abgeschnittene Fuß des Heilands von einem Nagel durchbohrt aufgemalt ist.

Die weißgekleideten Mädchen mit gelockten Haaren, blumenstreuend, folgen in sittsamem Ernste, dazwischen die von vier Jungfrauen getragene, mit Bändern geschmückte Figur des lieben Christkindleins, und hinter diesen die ärmeren Mädchen in buntfarbigen Kattun- und Schirtingkleidchen.

Einige Fahnenträger begleiten kleine Gruppen männlicher und weiblicher, christlicher Vereinigungen.

Breitpurig schreiten die bekannten vier Fanfarenbläser und der Paukist einher, die jedes Evangelium mit einem kräftigen Tusch einleiten und beendigen.

Der Herr Lehrer steht an der Spitze des heute verstärkten Kirchenchores, neben ihm die wie eine Hopfenstange emporragende Tochter Zenzl.

Dieser Gruppe folgen zwei Ministranten, an Stangen befestigte Laternen tragend, dann zwei weitere mit dem

Rauchfaß und Weihrauchschiffel und zwei solche begleiten unter abwechselndem Schellengeläute das vom Hochwürdigen Herrn getragene Allerheiligste.

Links und rechts flankieren in gravitäischem Gange Feuerwehrmänner, mit glänzenden Helmen geschmückt, den Traghimmel.

Diesem folgen in würdevoller Haltung der Herr Bürgermeister, das Bildnis des Landesherrn am blauen Bande um den Hals tragend, der Feuerwehrehauptmann, die Gemeindevollmacht, der Gemeindediener und der Gensdarm. Das übrige Volk in ungeordneter Masse bildet den Schluß.

Als letzter folgt der Gemeindefunimerl dem feierlichen Zuge.

Der Mesner, mit dem Evangelienbuche unter dem Arm, eilt geschäftig den Zug auf und ab, überall sachgemäßige Anordnungen treffend.

Dazwischen krachen die auf einem Anger aufgestellten, von einem alten Kanonier bedienten Böller in regelmäßigen, kurzen Zwischenräumen.

Die Prozession bewegt sich unter lautem Gebete dem ersten Evangelienaltare zu, der am Wege auf freiem Felde, mit Blumen reich geschmückt, zwischen ein paar Birkenbäumchen errichtet ist.

Der Celebrant stellt die Monstranz auf den Altar, der Fanfarentusch mit Paukenwirbel ertönt, die Böller krachen; dann wird es still und das Gebet des Volkes löst sich in vereinzeltes Gemurmel auf.

Nach den einleitenden Ceremonien beginnt das Evangelium.



Aber so im freien ohne jede Unterstützung gleich den rechten Ton zu treffen ist schwer und gelang auch dem sonst mit gutem Gehör ausgestatteten Grahvogel nicht alsogleich, woraus sich folgendes für alle Umstehenden gut verständliche, zum Teil gesungene Selbstgespräch entwickelte:

„Initium sancti evangelii“, na z' hoch,

„Initium sancti evangelii“, na z' tief,

„Initium sancti evangelii“, so ist's recht,

„secundum Mattheum.“

Als das Evangelium mit den üblichen Gesängen und dem Tusch beendet war, ging es weiter.

Inzwischen war das ganze Dorf wie ausgestorben; nur der mit der Kirchenwacht Beauftragte ging bedächtig mit seinem Speiß umher zur Sicherung gegen Feuersbrunst und Dieberei.

Da wurde es auch dem treuen Feldmann des Herrn Pfarrers in seiner Hütte zu langweilig und er schlupfte durch den Gartenzaun ins Freie, um sein Herrl aufzusuchen, das er infolge seiner guten Nase unschwer auch bald unter dem Traghimmel entdeckte.

Dem Hochwürdigen Herrn war das zwar recht unangenehm, aber seine an den Feldmann gerichtete, leise Aufforderung: „Machst net gleich, daß du heimkommst“ machte auf das sonst so folgsame Hunderl nicht den geringsten Eindruck, weil sie unter den gegebenen Umständen von keiner drohenden Bewegung begleitet werden konnte und so trabte der getreue Feldmann ganz bescheiden hinter dem Herrl mit.

Als es an einem Kleeacker vorbeiging, riß es dem Feldmann plötzlich die Nase in die Höhe, er windete etwas

Unbestimmtes und siehe, ein Haserl sprang in mächtigen Sätzen von dem Kleeacker weg auf und davon und der Feldmann im gleichen Tempo hinten nach.

Diese höchst unwaidmännische, auf Mangel in der Erziehung zurückzuführende Jagdausübung konnte der waidgerechte Herr Pfarrer unmöglich dulden.

Er breitete mangels anderer Hilfsmittel das weißseidene Velum auf den mit frischem Gras bestreuten Weg, setzte ruhig und vorsichtig die Monstranz darauf, zwei Finger verschwanden in den Mundwinkeln und ein greller, kurzer Pfiff durchtrennte schneidend die Entfernung zwischen dem Herrl und seinem Hund.

Den Lippen des Hochwürdigen Herren aber entströmten die energischen Worte: „Hundsvieh, elendiges, gehst rein oder net, psui Has, psui Has“.

Und der Feldmann folgte der warnenden Stimme, kehrte zurück mit lechzender Zunge und schweifwedelnd, in der richtigen Erkenntnis, daß in dieser Situation von einem sofortigen Strafvollzug wohl Umgang genommen werden müsse.

Die Prozession ging dann wieder ungestört weiter.

Als beim letzten Evangelium der Pfarrer und der Chor wiederum den Erntesegen begannen: „a fulgure et tempestate libera nos domine“, vor Blitz und Sturm bewahre uns o Herr, da wehte der Odem Gottes in Millionen von Atomen vom Himmel hernieder und der Herr segnete mit milder Hand die Fluren und Saaten und die ehrliche Arbeit der Menschen, die eines guten Willens sind.

Das Volk aber stürzte sich in drängendem Knäuel auf die beiden den Altar flankierenden Birkenbäumchen und



rupfte dieselben bis auf das letzte Blatt und Ästchen ab um die wunderthätigen Zweiglein zum Schutz gegen allerlei Unglück in Haus und Stall aufzubewahren oder in den Acker zu stecken, was besonders dem Wachstum des Flachses sehr zuträglich sein soll.

Inzwischen verfinsterte eine schwere Wolke die brennende Sonne und es fing zu tröpfeln an.

Die Weiber schlugen ihre Röcke über den Kopf, die Männer spannten ihre mächtigen, knallroten Parasols auf und alles flutete eilenden Schrittes in das schützende Gotteshaus zurück.

Beim Metzgerwirt aber wurde angezapft und wurden frisch glänzende Schweinswürstel in erheblichen Mengen auf den Koft gelegt, deren feiner Duft alsbald die gläubige Menge mächtig anzog.

Als der Herr Pfarrer erschöpft heimkam, lockte er den Feldmann an sich, nahm den Ahnungslosen mit dem Kopf zwischen die Füße und flachte ihm hinten ein paar Tüchtige hinauf, unter Wiederholung der Worte: „P sui Has, p sui Has“, was dem wehleidigen Feldmann ein paar kurze, schmerzhaft Schluetzöne entlockte.

Gekränkt durch diese hinterlistige Behandlung dachte sich der Feldmann: „Dir apportier' ich a koan Hasen mehr und koan Fasan oder a Rebhenndl steh' ich dir a nimmer; denn Undank ist der Welt Lohn“. Dann ist er in seine Hütte hineingekrochen und hat sich den ganzen Tag nimmer sehen lassen.



## XI.

## Die Provisur.

Die Dicklbäuerin war krank geworden, recht schwer krank. Die gute, brave Frau hatte acht Kindern das Leben gegeben und ihr ganzes Dasein war überreich an schwerer Arbeit. Die fortwährende Sorge um die Familie, um Haus und Hof, Küche und Keller ließ auch keine rechte Ruhe und Erholung zu. So wurde die Bäuerin immer matter und gebückter, wenn sie auch scheinbar an Leibesumfang zunahm.

Die hat einen Mondbauch meinte der Bader Seiserl.

Als aber der Bauer auf seinem Laufwägel den sachkundigen Doktor von der Stadt holte und dieser die Bäuerin abgehört und abgeklopft hatte, da schüttelte der Arzt bedenklich den Kopf, verordnete Huslattichtee und Quirinkraut und murmelte für sich hin: „Hydropisches Exsudat.“

Der Bauer beförderte den Herrn Doktor in die Stadt zurück.

Dort angekommen fragte er den Arzt, den Hut verlegen in der Hand drehend, wehmütig mit ängstlichem Blick, was er denn meine.

Der Arzt zuckte die Achsel und sagte, es sei Herzwassersucht; da werde nicht mehr viel helfen, er werde zwar ab und



zu wieder nachschauen, aber wenn halt das Herz nicht mehr recht funktioniere, dann sei für den Menschen Feierabend.

Und sie trieb es auch nicht mehr lange die Bäuerin.

Als es zu herbsteln begann, ging es schnell abwärts mit ihr trotz ihres aufrichtigen, heißen Gebetes und ihres felsenfesten Gottvertrauens.

„Nicht!“ sagte sie einmal in früher Morgenstunde nach einer langen schlaflosen Nacht zu ihrem Manne: „Ich bitt' dich um Gotteswillen, hol mir den Hochwürdigen Herrn, damit er mich in die Ewigkeit hinüberraichtet.“

Der Bauer seufzte schwer, stand auf, schlupfte in seine lederne Hose und meinte: „Nuatta, soweit fehlt's no net' und wenn der liebe Gott und die Allerheiligste Jungfrau ein Einsehen haben, dann werden sie wieder alles recht machen und eine so brave Frau net von ihren Kindern wegnehmen.“

Eilig trat der Bauer in die finstere Nacht hinaus und strebte dem Pfarrhof in Gramelberg zu. Da gings über Berg und Tal, durch Wald und Feld und immer auf holperigen Feldwegen. Es war recht mühsam und beschwerlich; denn der Dickhof war eine Einöde ohne jeden Ortsverbindungsweg und er lag zudem an der äußersten Grenze der Pfarrei bei zwei Stunden von Gramelberg entfernt.

Endlich erreichte der Bauer den Pfarrhof und läutete an.

Der wachsame Feldmann gab sofort Laut und bald darauf schaute der Herr Pfarrer mit der Zipfelhaube auf dem Kopf zum Fenster heraus und fragte nach dem Begehren.

Als der Bauer erzählt hatte, daß sein Weib am Sterben sei, schickte der Pfarrer gleich die Kathl zum Mesner hinüber, damit dieser rasch das zur Provisur Notwendige herrichte und mitnehme.

Der Pfarrer verstaute die elfenbeinerne Pyxis, in der die heilige Hostie verwahrt war, in seiner Brusttasche, desgleichen das kleine Gefäß mit dem geweihten Öl.

Als der Mesner mit der brennenden Laterne kam und die drei sich auf den Weg machen wollten, fiel dem Grävogl ein, daß er nach der Provisur auf dem Heimwege auf seiner Jagd etwas jagen könne, weil die Jagdgrenze sowieso in der Nähe des Dickhofes verlief und dort häufig ein starker Bock wechselte, den schließlich der Nachbar wegpuzen könnte.

Er steckte einige Patronen zu sich, gab seinen Zwilling dem Dickbauern zum tragen und piff dem Feldmann, der der Einladung gerne folge leistete.

Dann gingen sie fort in die stille, kalte Nacht hinaus.

Der Weg war lang und beschwerlich.

Zur Verkürzung desselben erzählte der Dickbauer dem Herrn Pfarrer offenherzig manches von seinen häuslichen Verhältnissen, wobei er auch in Anbetracht der zu erwartenden Beerdigungskosten seine mizlichen Vermögensverhältnisse durchaus nicht verschwieg.

Er klagte, daß die Ernte heuer gar nicht rar ausgefallen sei und man doch so viele Steuern und Abgaben zahlen müsse; dann, daß in vergangener Woche das trachtige Mutterschwein vom Stalle aus in die Wohnstube hinein-



gerumpelt sei, wo gerade der Backtrog mit dem frisch angedampften Brotteig am Boden stand.

Als die Bäuerin das Schwein mit dem Besen hinaustreiben wollte, sei das Luder direkt in den Backtrog hineingesprungen und dann, mit fast dem halben Teig an den Klauen, zur Türe hinaus auf den Misthaufen gelaufen.

Das habe die franke Bäuerin so aufgeregt, daß sie sich gleich darauf gelegt habe und so gehe es halt bei ihm gar nicht mehr um.

Und der Pfarrer tröstete wiederum seinerseits und sagte, daß es bei ihm zu Hause auch recht hart und mager hergegangen sei, weil ihrer zehn Geschwister waren und der Vater dreimal geheiratet habe.

Die dritte Frau sei die gröbere gewesen und von dieser stamme er ab.

Man müsse halt um's tägliche Brot froh sein.

Der Mesner Martl aber jammerte über einen argen Wehdam am linken Fuß und daß der Bierpreis viel zu hoch sei.

Dann wurden sie immer einsilbiger und schließlich hörte das Gespräch ganz auf und die drei Nachtwandler eilten schweigend und verdrießlich in langen Schritten dem fernen Ziele zu.

Als sie zum Dicklhof kamen, brannte Licht, und als sie eintraten, erkannten sie an den Tränen der Kinder, daß sie leider zu spät gekommen waren; denn die Bäuerin lag bereits tot im Bette und auf einem Stuhl daneben brannte ihre Kommunionkerze und ein irdenes Gefäß mit Weihwasser und einem Rosmarinzweig stand auch daneben.

Der Hochwürdige Herr kniete nieder und betete andächtig die Sterbegebete, häufig unterbrochen von dem Schluchzen der trauernden Familienglieder.

Dann klopfte er dem Dicklbauer auf die Schulter und tröstete ihn milde mit dem Hinweis, daß der Wille des Herrn unerforschlich ist und nicht nach irdischen Gründen fragen kann, daß er sich aber wegen der Beerdigungskosten kein graues Haar wachsen zu lassen brauche; denn seine Stolzgebühren seien soviel wie bezahlt und gestrichen.

Der Dicklbauer drückte dem Pfarrer stumm die Hand.

Als der Pfarrer mit dem Mesner den Hof verließ war es schon Tag geworden und nun wollte der Pfarrer just zu jagen anfangen.

Da fiel ihm siedendheiß ein, daß er ja noch die Hostie bei sich trage und er deshalb auf das Jagdvergnügen leider verzichten müsse.

Er dachte hin und her und meinte schließlich, er sei ja nicht bloß Pfarrer von Gramelberg sondern auch der Nachfolger der Apostel auf Erden und als solcher wohlberechtigt zweckmäßige Anordnungen zu treffen und ein erleuchtender Gedanke durchzuckte ihn blitzartig.

Er blieb bei einem Marterl stehen und sagte liebevoll vertraulich zum Mesner Martl:

„Martl, hast du heut schon etwas gegessen?“

„Nein“ antwortete der Mesner erstaunt „es war ja noch zu früh, als wir von Gramelberg fortgegangen sind.“

„Martl, magst net beichten und kommunizieren?“ forschte der Seelsorger weiter.

„Ich hab' ja eh foa andere Sünd', als daß ich manchmal a floans Räuscherl heimbring, aber wenn Sie moana,



Herr Pfarrer, nacha fo ich schon beichten und kommunizieren“ erwiderte der Martl mit treuherzigem Augenausschlag.

„Knie dich nieder und mach’ Reu und Leid“ sagte der Pfarrer.

Gesagt, getan und der Martl war gleich absolviert und sofort abgespeist. Ein paar Vaterunser zur Buße sollte er auf Anordnung des Pfarrers auf dem Heimweg beten. Er ist dann auf dem kürzesten Wege nach Hause, um sich mit einer Schale Cichorienkaffee zu erwärmen, während der Hochwürdige Herr nun frei und ledig der Jagd oblag.

Es ist aber nichts Rechtes hergegangen. Einen Sechser-Bock hat der Pfarrer zwar gesehen, wie er den Kopf — „Grind“ sagt der Jaga — durch die Böschen herausgestreckt und geschaut hat. — „Geäugt“ sagt der Jaga — Der Herr Pfarrer hat auch hingeschossen und der Bock ist zusammengefahren — „gezeichnet hat er“ sagt der Jaga — aber weg war er auch und hat nicht einmal eine Blutspur — „Schwoaf“ sagt der Jaga — hinterlassen.

Bald darauf ist der Feldmann in einem Kartoffelacker in eine Kitt Rebhühner hineingerumpelt, was er sonst nie getan hat. Der Grahvogel hat noch einen guten Schuß angebracht und ein Rebhendel gestandelt, aber der Feldmann hat es nicht gefunden oder nicht finden mögen „zwegen dö Schläg am Fronleichnamstag.“

So ist der Herr Pfarrer diesmal leer heimgekommen; aber schön war’s doch und er hat sich für Mittag einen feisten Gickerl anstatt ein Rebhendel herrichten lassen zur Erholung auf den anstrengenden Marsch.

Waidmanns Heil!

## XII.

### Weichbrunn.

Es ist Winter geworden. Ein scharfer, eisiger Nordwest fegte stoßweise über Wald und Stoppelfelder und schüttelte raschelnd die letzten dünnen Blätter von den Bäumen und Sträuchern. Grau und düster zog das Gewölk am Himmel dahin, vom Sturm gepötscht, zerrissen in Schwaden dahineilend.

Dann fing es zu regnen und schneien an in wirbelndem Reigen und schließlich wachelte es einen Tag und eine Nacht ununterbrochen und es fielen dicke Schneeflocken bis eine weiße unendliche Decke, Berg und Tal, das Dörfel und den Pfarrhof überzog, wie wenn sie alles Leben ersticken und unter sich begraben wollte.

Das hemooste Haupt des Hochwürdigen Herrn war mit der Zeit auch grau und dann weiß geworden und seine Gestalt ragte noch empor wie eine von Wind und Wetter, Blitz und Sturm zerfetzte Wettertanne.

Aber er war nicht mehr der, der er gewesen. Sein sonst strammer Gang war langsam und schleppend geworden, die Stimme dünn verschleiert, die früher gesunde Gesichtsfarbe fahl und mißfarbig.

Er wurde immer ruhiger, aber auch freundlicher und mildtätiger, und atmete schwer und pfeiffend. — Arteritis. —



Ein kleiner Ohnmachtsanfall während des Gottesdienstes am Altar, verbunden mit heftigen, krampfhaften Herzklopfen, zwang ihn in das Bett; er legte sich, um nicht wieder aufzustehen.

Dem Arzt aus der Stadt, einem vielliebten Korpsbruder, klagte er, daß es ihm in der Herzgegend so wehe tue, wenn er hingreife, worauf dieser meinte, er solle halt da nicht hinlangen, wo es ihm weh tue; im übrigen ordinierte er: „fest einreiben mit heißem Schweinefett und Senfteig, daß die asthmatischen Schmerzen und Beschwerden behoben werden.“ Aber es half nichts mehr.

Der Greis wurde immer „lezer“ und gegen Weihnachten zu ließ er den Notar aus der Stadt kommen und machte sein Testament.

Die Kirchenstiftung und der Armenfond in Gramelberg sollten ihren angemessenen Teil erhalten, dem Klerikalseminar in Freising wurde ein kleiner Fond zugewiesen zur Unterstützung solcher Studierender, die eine besondere musikalische Begabung zeigten; die Kathl, der Bama und die neue Köchin bekamen kleine Legate, der Distriktschulinspektor und sonstige Freunde kleine Andenken der treuen Freundschaft.

Der Wastlbauer erhielt eine silberne Tabakdose, die der Pfarrer noch von seinem Vater her hatte, und der Metzgerwirtschorschl eine silberne Medaille, auf der der reiche Fischzug Petri eingeprägt war, zum Andenken und als Entschädigung für den verunglückten Hechtenfang.

Der Pfarrer hatte sie vor Jahren für seine Verdienste um die Teichwirtschaft vom Fischereiverein erhalten.

Diese Dispositionen hatten den alten Herrn stark aufgereggt, dann wurde er wieder ruhig und ruhiger.

Traurig blickte er von seinem Krankenlager aus hinüber auf den verschneiten Friedhof und die schwarzen, verrosteten Kreuzlein und altersgrauen Granitsteine gaudelten gespensterhaft verschleiert vor den Augen des Fiebernden und Einsamen, der das Herannahen seines Endes fühlte.

Nur eine Goldamsel, die der Herr Pfarrer sonst immer fütterte, setzte sich vertraulich ab und zu an dem geschlossenen Fenster nieder und flatterte scheu davon, als die treubesorgte Köchin leise das Zimmer betrat, um nach dem Sterbenden zu sehen.

Er war leicht eingeschlummert, wußte nichts mehr, erwachte wieder, blickte mit glanzlosen Augen umher und lispelte: „Herr! in deine Hände empfehle ich meinen Geist.“ Dann schloß er die Augen für immer und sank mit einem tiefen Seufzer in das Kissen zurück. —

Eine edle, gute Seele entfloß aus dem Jammertal der Tränen zu den lichten Höhen der ewigen Unendlichkeit.

Man hat den stillen Wohltäter im Pfarrhofe unter Blumen und Blätterschmuck schön aufgebahrt und dann mit allen Ehren zu Grabe getragen und alt und jung hat herzlich geweint um den braven Hochwürdigen Herrn.

An dem Kirchturm in einer Nische neben dem Athanasius Dengler fand er seine letzte Ruhestätte.

Ein in den einfachen Grabstein eingemeißelter Kelch mit der Hostie darüber erinnert den frommen Wanderer an die geistliche Würde des Dahingeshiedenen.



In der ersten Zeit wurde das Grab des Herrn Pfarrers fleißig von den Pfarrangehörigen besucht und der Verlebte mit innigem Gebete bedacht. Dann wurden die Besuche nach und nach seltener und schließlich fiel der gute Grabvogel wie alles auf der Welt der Vergessenheit anheim.

Als ein neuer Mesner kam wurde der kleine Grabhügel auch nicht mehr gepflegt und allmählich von Gras und Immergrün überwuchert.

Nur ein altes, runzeliges Mütterlein besuchte auch noch nach Jahren häufig die letzte Ruhestätte des Herrn Pfarrers und des Lehrers.

Auf ihren Krückenstock gestützt, dachte sie dann nach, wie sie in ihrer Jugend als Kindsmagd beim Lehrer diente und wie sie an ihrem Hochzeitstage der Hochwürdige Herr einsegnete und ihr in ihrer Armut viel Gutes tat, als ihr Mann gestorben war und bei ihr die harte Not Einkehr hielt.

Sie besprengte die beiden Grabhügel überreichlich mit Weihwasser und murmelte „Herr gib ihnen die ewige Ruh“.

Da kam der neue, mürrische Mesner des Weges und schimpfte ordentlich, daß es das auch nicht brauche, daß man den Weichbrunn so verschwende, weil ja er den Weihwasserkessel immer auffüllen und das Wasser vom Bache herauf tragen müsse und überdies der Weg ganz voller Nässe werde.

Aber er war an die Unrechte gekommen.

Das Mütterlein packte ergrimmt den Weihwasserwedel mit fester Hand und spritzte nun aus Leibeskräften das

geweihte Wasser in Strömen nach allen Richtungen über die Stätten der ewigen Ruhe und sagte mit erregter Stimme: „Sauft's arme Seelen, sauft's; jetzt schaut's mir den Weidhommel an, vergunnt der dö armen Seelen net a mal des Tröpfel Weichbrunn; sauft's zua ihr armen Seelen, sauft's enk grad gnuua.“

Der Mesner zog es vor, brummend schleunigt in die Sakristei zu verschwinden.

Der Sebastian Grabvogel und der Athanasius Deigler aber lachten noch einmal herzlich im Grabe über die wohlgemeinte Seelenstärkung.

Dann schlummerten sie wieder weiter dem jüngsten Tag entgegen, der ihnen eine fröhliche Auferstehung bringen wird.

R. I. P.





## Anmerkungen.

### Zu I

Akoluth heißt der Geistliche, der die vierte und letzte niedere Weihe erhalten hat.

labil = schwankend.

Residenzpflicht ist die nach dem Tridentinischen Konzil dem Pfarrer auferlegte Verpflichtung, sich ohne Erlaubnis nicht aus seiner Pfarrei zu entfernen.

Polymnia = die Hymnenreiche; eine der neun Muses und Erfinderin der Lyra.

### Zu II.

Interkalarrechnung bezeichnet die Abrechnung über das Einkommen einer Pfarrei zwischen dem früheren Pfarrer oder dessen Erben, dem Pfarrverweser und dem neuen Pfarrer.

Diatikum = Reisegeld, Almosen.

### Zu III.

Empore nennt man die Galerie über der Kirchenvorhalle, auf welcher sich meistens die Orgel befindet.

Experte = Sachverständiger.

rector ecclesiae wird der Pfarrer genannt in seiner Eigenschaft als Verwalter und Hausherr der Kirche.



Kirchliche Baulast bedeutet im allgemeinen die Verpflichtung zur Erneuerung (große Baulast) oder Unterhaltung (kleine Baulast) von Kirchen und Kultusgebäuden. Durch Herkommen, Vertrag, kirchliche und staatsrechtliche Bestimmungen ist die Verpflichtung zur Tragung der Kosten sehr verschieden normiert.

## Zu IV.

dominica palmarum = Palmsonntag.

Schöpf war ein Komponist von möglichst einfacher Kirchenmusik.

cantus figuratus = der begleitende Gesang.

vox coelestina = Himmelsstimme.

qui crucifixus et sepultus sub Pontio Pilato est = der gekreuzigt und begraben wurde unter Pontius Pilatus.

genuflex = Kniebeuge.

mensa = Tisch, Altarplatte.

dreißigste, das ist der 30. Tag nach dem Tode, an dem auf dem Lande ein Erinnerungsgottesdienst an den Verstorbenen abgehalten zu werden pflegt.

## Zu V.

alba nennt man das lange, weiße Ärmelgewand des Geistlichen, alba parata, wenn es mit einem goldgestickten Besatz versehen ist.

plenus venter = voller Bauch.

## Zu VI.

Pestalozzi war ein Gelehrter auf dem Gebiete der Pädagogik.

Nomenklatur = Namengebung.

demonstratio ad oculos = augenfällige, daher leicht verständliche Erklärung.

## Zu VII.

lapidar = groß, gewaltig.

delirium tremens = Säuferwahnsinn

## Zu VIII.

per pedes apostolorum = zu Fuß (reisen) wie die Apostel.

Devotionalien = Gegenstände der Verehrung.

scribifax = Schreiber

homo rusticus ad majora non aptus = ein Mensch mit bäuerlichen Manieren, zu höheren Würden nicht geeignet.

## Zu IX.

Nektar und Ambrosia = Göttertrank und Götterspeise.

Kommunikation = Verbindung.

## Zu X.

Initium sancti evangelii secundum Mattheum = Der Anfang des hl. Evangeliums nach Matthäus.

velum ist das prunkvolle, seidene Tuch, mit dem die Monstranz getragen wird.

## Zu XI.

Hydropisches Exsudat = Wassersucht.



Pyxis nennt man das beinerne oder hölzerne Gefäß, in dem die Hostie außerhalb des Tabernakels aufbewahrt wird.

Rosmarinzweige werden auf dem Lande als Brautschmuck, aber auch als Zeichen der Trauer in Verwendung genommen.

Zu XII.

Weichbrunn = Weihwasser.

Arteriitis = Arterienentzündung.



Michael Attenkofer

RAMMELKAM  
Post: Landshut 3

Michael Attenkofer

RAMMELKAM  
Post: Landshut 3